

ALL INCLUSIVE

Sonderausgabe Magazin RehaTreff E 56699



Lassen Sie sich nicht behindern.

Welche Ziele Sie sich auch gesetzt haben – die behindertengerechten Fahrzeuge von Mercedes-Benz unterstützen Sie dabei. Unsere More Mobility Center und Mercedes-Benz Partner bieten Ihnen eine große Auswahl: vom Pkw bis hin zum Transporter. Und selbstverständlich sind wir auch für die passenden Umbaulösungen der richtige Ansprechpartner. Unsere geschulten Mitarbeiter beraten Sie gerne. Das More Mobility Center in Ihrer Nähe finden Sie im Internet unter www.mercedes-benz.de/mmc



Mercedes-Benz
Das Beste oder nichts.

ALL INCLUSIVE

Das Magazin zu Inklusion und Leben mit Behinderung



**Konrad
Adenauer
Stiftung**



Aaron ♥ Airborne



Flip my world

AIRBORNE

world

Flip my world

AIRBORNE – Anders als andere: breiter, komfortabler, robuster.
Inspired by Aaron Fotheringham – Made for all who love to be different.

schwalbe.com



All inclusive, liebe Leserinnen und Leser,

ist nicht nur der Name dieses Magazins – es ist vor allem eine Mentalität. Wer den „All inclusive“-Urlaub bucht, will es bequem haben. Er bleibt in der Regel am gleichen Ort, im gleichen Hotel, hat Vollpension und alle ortsüblichen Getränke im Preis inbegriffen. Das Ziel: sich um nichts mehr kümmern zu müssen.

Unser Magazin, das bei einem Seminar der Journalistischen Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung in Bonn entstanden ist, bricht mit dieser Mentalität – und setzt „All inclusive“ in einen ganz neuen Zusammenhang: In der Hand halten Sie kein Magazin über komfortables Reisen, sondern über die **Inklusion** von Menschen mit Behinderung. Das ist kein bequemes Thema.

In Deutschland setzt sich der Begriff Inklusion nur langsam durch. Auch die UN-Behindertenrechtskonvention, die 2009 bei uns in Kraft getreten ist, hat daran bislang wenig geändert. Die Vereinten Nationen und alle Unterzeichnerstaaten fordern darin zwar eine gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen an der Gesellschaft ein. Doch Papier ist geduldig. In der Realität werden behinderte Menschen und ihre Familien und Freunde in jeder Lebensstufe mit neuen Barrieren konfrontiert: keine Plätze auf Regelschulen; Skepsis bei Arbeitgebern; Diskriminierungen bei der Partnersuche. Das ist die traurige Seite unserer Berichte, die wir weitgehend chronologisch nach dem Lauf eines Lebens von der Zeugung bis zum Tod geordnet haben.

Aber keine Sorge: Dieses Magazin hat auch sehr fröhliche Seiten: dank Alexander, der als Autist lernt zu kommunizieren; dank Helga, die sich als Gebärdendolmetscherin selbstständig gemacht hat; und nicht zuletzt dank Phil Hubbe, der über Behinderungen und auch über seine eigene Multiple Sklerose lustige Karikaturen zeichnet, die Sie überall im Heft finden.

Ein Tenor zieht sich durch alle Geschichten: Inklusion ist mit einem „All inclusive“-Urlaubsverständnis nicht zu haben. Ihr Gelingen setzt voraus, dass alle mit anpacken: die Betroffenen, die Selbstbestimmung einfordern, sie aber auch so weit wie möglich vorleben sollten; und alle Nicht-Behinderten, die Teilhabe ermöglichen müssen und überall dort gefragt sind, wo Selbstbestimmung an ihre Grenzen stößt.

Allen, die für dieses Heft kräftig mit angepackt haben, gilt unser besonderer Dank, vor allem auch Werner Schneider und seinen Mitarbeitern vom „RehaTreff“, die wunderbare Kooperationspartner waren und für eine weitere Verbreitung dieses Magazins sorgen werden.

Und nun, liebe Leserinnen und Leser, lehnen Sie sich zurück und genießen die Lektüre! Und fallen Sie dabei bitte nicht ins Wasser.

J. Markt

Jochen Markt und
die „All inclusive“-Redaktion





HERAUSGEBER: Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Rathausallee 12, 53757 Sankt Augustin
journalisten-akademie@kas.de
www.kas.de

KOOPERATIONSPARTNER: AWS Medienverlag (Magazin RehaTreff)

CHEFREDAKTION: Jochen Markett (V.i.S.d.P.), Robert Domes
REDAKTION: Rebekka Eyrich, Sabrina Gundert, Johannes Himmelreich,
Nora Jakob, Marie Löwenstein, Saskia Müller, Thomas Tacke, Dorothee Torebko,
Siri Warrlich, Friedhelm Weinberg, Sarah Wendel, Teresa Wieland,
Eva Zimmermann, Verena Zimmermann

GESTALTUNG: Judith Uhlemann, www.uhlemann-design.de
TITELBILD: Steffen Berk, www.talbronstein.net
COVER-MODEL: Nidal Bulbul
DRUCK: Kraft-Druck, Ettlingen
AUFLAGE: 5.000 Exemplare

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. (April 2011)
Alle Rechte vorbehalten.

8-9
DIE PINNWAND
Wer ist eigentlich behindert?
Persönliches Budget
Ein Blick über die Grenze

10-14
UNTER UMSTÄNDEN
Halt in pränataler Verzweiflung:
Die Diagnostik des ungeborenen
Lebens wirft viele Fragen auf
– die Mütter benötigen dann
sensible Ratgeber.

15-17
DER PAPIERTIGER LEBT
Deutschland gewährleistet seinen
Einwohnern ein integratives
Bildungssystem – auf dem Papier.
Die tatsächliche Bilanz betrübt.

18-19
**BEHINDERTE, DIE DEN
PORSCHE PUTZEN**
Arnd Schwendy erklärt, wie Inklusion
funktioniert und wieso die Situation
in Deutschland eine besondere ist.

20-23
DER VISIONÄR
Paul Spitzack will nicht, dass man
ihn „behindert“ nennt. Der 17-Jäh-
rige arbeitet wie viele andere mit
Down-Syndrom für das Magazin
„Ohrenkuss“.

24-27
GERMANY IS SO BARRIEREFREI
Studenten mit Behinderung müssen
sich die Chance auf einen Aus-
landsaufenthalt hart erkämpfen.

28-29
„DA TRAUT SICH KEINER RAN“
Phil Hubbe zeichnet Behinderten-
Cartoons. Besonders beliebt sind
sie bei den Betroffenen selbst.

30-31
OB DAS GUT GEHT?
In der Brücke-Krücke-WG in Bonn
leben Behinderte und Nicht-Behin-
derte zusammen. Die anfängliche
Skepsis ist längst überwunden.

32-34
SEX AUF RÄDERN
Menschen mit Behinderung wollen
und können ein erfülltes Sexual-
leben haben. Dabei kann eine
Beratung helfen – und die richtige
Einstellung im Kopf.

36-39
DAS RECHT AUF FAMILIE
Mütter mit Behinderung bringen
eine wichtige Eigenschaft mit,
um ihre Aufgaben zu meistern:
Sie können kämpfen.

41-43
EIN TRAUM MIT HALBEN ÄPFELN
Sena Gürbey (29), lernbehindert,
hofft auf einen Job in einer Obstfa-
brik. Dann wäre sie endlich raus
aus der Arbeitslosigkeit – nach
zehn Jahren.

45-47
**LIEBER ARM AB
ALS ARM DRAN**
Rainer Schmidt ist im Hauptberuf
Pfarrer, hat noch viele weitere
Talente. Er ist zum Beispiel ein
Weltklasse-Tischtennispieler –
und das ohne Unterarme.

48-51
IN SICHEREN HÄNDEN
Nur wenige Mitarbeiter von Behin-
dertenwerkstätten wechseln später
in den allgemeinen Arbeitsmarkt –
viele wollen auch gar nicht.

52-55
SELBSTSTÄNDIG GEMACHT
Helga Hopfenzitz meint: Mehr ge-
bärdensprechende Menschen braucht
das Land. Dazu leistet sie selbst
einen entscheidenden Beitrag.

56-59
**DER PHILOSOPH
OHNE STIMME**
Die ersten 14 Jahre seines Lebens
war Alexander Schallenberg sprach-
los. Erst dann lernte er zu kommuni-
zieren. Nun hat er viel mitzuteilen.

60-61
VERLORENE SCHEU
Früher wurde von Betreuerinnen
in Pflegeheimen oft erwartet,
dass sie selbstlos helfen.
Inzwischen hat sich der Beruf
professionalisiert.

62-64
RAUS, AUF DIE STRASSE
Drei Geschichten aus dem Be-
hindertenfahrdienst verdeutlichen,
was Mobilität bedeutet.

66
**ALS „KRÜPPEL“ NOCH
POLITISCH KORREKT WAR**
Der Bielefelder Historiker Hans-
Walter Schmuhl hat eine Ge-
schichte des Begriffs Behinde-
rung geschrieben.

67
MEIN LETZTER WILLE
Das Behindertentestament wen-
det sich an Eltern, die ein Kind
haben, das sich später nicht
selbst wird versorgen können.

68
DAS TEAM
Die Redaktion
und ihre Denkanstöße

70
**WIE POLITISCH
KORREKT BIST DU?**
Mach den Test und
finde es heraus!

WER IST EIGENTLICH BEHINDERT?

Ein Mensch gilt dann als behindert, wenn seine körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und deshalb die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben beeinträchtigt ist. So ist es im neunten Sozialgesetzbuch festgehalten.

Liegen diese gesundheitlichen Einschränkungen bei einem Menschen vor, kann er sie bei der jeweiligen Stadt oder dem Landkreis einstufen lassen. Dazu genügt zunächst ein formloses Schreiben, in dem er seine Behinderung beschreibt. Daraufhin wird diese vom zuständigen Amt für Behindertenangelegenheiten erfasst. Wichtig sind vor allem die Atteste des behandelnden Arztes, der den Zustand des Antragstellers bestätigt. Die Einstufung beim Amt erfolgt nach dem Grad der Behinderung (GdB), der von 10 bis 100 reicht. Fehlt einem Menschen zum Beispiel der Zeigefinger, liegt der GdB bei 10. Fehlen ihm drei Finger, liegt der Wert nicht automatisch bei 30, sondern das Ausmaß der Funktionsbeeinträchtigung wird als Ganzes eingestuft. Damit kann der GdB auch unter 30 liegen.

Ab einem GdB von 50 bekommt der Antragsteller einen Schwerbehindertenausweis. Damit stehen ihm sogenannte Nachteilsausgleiche zu. Das sind zum Beispiel steuerliche Vorteile, die sich nach dem GdB richten. Zusätzlich gibt es Merkzeichen, die im Schwerbehindertenausweis verzeichnet sind. Ein „H“ etwa ermöglicht eine kostenlose Mitfahrt im öffentlichen Personennahverkehr.

In Deutschland sind 7,1 Millionen Menschen schwerbehindert, d. h. ihr GdB liegt zwischen 50 und 100. Bei rund 300 000 Menschen ist die Behinderung angeboren. Alle anderen haben sie durch allgemeine Krankheit, Unfall oder anerkannte Kriegs-, Wehr- oder Zivildienstbeschädigung erworben.



PERSÖNLICHES BUDGET

Bis vor drei Jahren erhielten Menschen mit einer Behinderung Dienst- oder Sachleistungen. Dazu gehörten zum Beispiel die Frühförderung von Kindern oder eine Assistenz am Arbeitsplatz. Seit 2008 gibt es die Möglichkeit, diese Sachleistungen durch Geldleistungen ersetzen zu lassen. Das Geld, das vorher etwa direkt an den Ergotherapeuten ging, wird jetzt an Budgetbezieher ausgezahlt. Das hat den Vorteil, dass sich behinderte Menschen selbst aussuchen können, wo und wann sie beispielsweise die Ergotherapie in Anspruch nehmen wollen. So wird ihnen mehr Selbstbestimmung ermöglicht. Das persönliche Budget kann bei einer Servicestelle, die jeder Landkreis eigens dafür eingerichtet hat, beantragt werden. Nur dann wird es auch ausgezahlt. Wird kein Antrag gestellt, bleibt alles beim Alten. Die Mehrheit der bewilligten Budgetsummen liegt zwischen 200 Euro und 800 Euro pro Monat. Das Geld kann jedoch nicht beliebig verwendet werden. Bekommt ein Budgetbezieher beispielsweise 250 Euro für eine Ergotherapie, muss er das Geld auch dafür ausgeben.



EIN BLICK ÜBER DIE GRENZE

NACH ANGABEN DER WELTGESUNDHEITSORGANISATION (WHO) HABEN RUND 650 MILLIONEN MENSCHEN WELTWEIT EINE BEHINDERUNG. ETWA 80 PROZENT LEBEN IN SO GENANNTEN EINKOMMENSCHWACHEN LÄNDERN.

ARMUT UND BEHINDERUNG

Wo staatliche Sozialsysteme versagen, setzt sich ein Teufelskreis in Gang. Behinderung bedingt Armut, und Armut bedingt Behinderung. Menschen mit Behinderung haben keinen Zugang zum Arbeitsmarkt, weil sie keine Bildung erhalten und bei ohnehin knapper Arbeit nicht mit den Nicht-Behinderten konkurrieren können. Andersherum laufen arme Menschen in solchen Ländern große Gefahr, eine Behinderung zu erwerben. Das Risiko beginnt bereits während der Schwangerschaft und bei der Geburt. Unterernährung der Mutter oder fehlende medizinische Assistenz bei der Entbindung bedingen angeborene Behinderungen. Auch Behinderungen wie Kinderlähmungen, die durch Infektionskrankheiten auftreten, könnten oft vermieden werden, wenn Geld für Impfungen zur Verfügung stünde. Von der Entwicklungshilfe wird bisher wenig für Behinderte getan. Andere Probleme wie Hunger, generelle Armut oder Bildung gelten als dringlicher. So sind arme Menschen mit Behinderung vollkommen auf ihre Familie angewiesen. Fällt auch diese aus, stehen sie allein da.

DEMOGRAFISCHE ENTWICKLUNG

Die Zahl der Menschen mit Behinderung in der Weltbevölkerung steigt an. Das lässt sich durch die stetig ansteigende Lebenserwartung der Menschen und das Altern vieler Gesellschaften erklären. Denn das Risiko, eine Behinderung zu erwerben, wächst mit dem Alter eines Menschen an. Vergleicht man beispielsweise Afrika mit Europa, wird diese Dynamik deutlich. In Afrika haben rund 10 Prozent der Bevölkerung eine Behinderung, in Europa mehr als 15 Prozent. Das heißt nicht, dass die Lebensumstände in Afrika weniger Behinderungen hervorrufen. Wie oben beschrieben, ist es eigentlich sogar umgekehrt. Weil jedoch ein Großteil der afrikanischen Bevölkerung junge Menschen sind, gibt es auch weniger Behinderte. In Marokko haben beispielsweise nur circa 5 Prozent der Bürger eine Behinderung, weil nur 6 Prozent der Bevölkerung über 65 Jahre alt sind. In Deutschland sind hingegen 19,8 Prozent der Bevölkerung über 65 Jahre alt.

DISKRIMINIERUNG

Kulturelle Faktoren benachteiligen Menschen mit Behinderung weltweit. Besonders extrem ist dies in nicht-demokratischen-Staaten, wo die Menschenrechte nicht anerkannt werden oder das Bildungsniveau der Bevölkerung niedrig ist. Vorurteile und Unwissen drängen Behinderte an den Rand der Gesellschaft. Im arabischen Kulturraum werden Behinderte oft bewusst vom sozialen Leben ferngehalten, da sie als Schande oder Strafe Gottes angesehen werden. Aber auch in den Ländern der Europäischen Union halten nach einer aktuellen Studie 45 Prozent der Befragten Diskriminierung aufgrund von Behinderung für verbreitet. Ein wichtiger Schritt zur Inklusion von Behinderten ist die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen, die bis 2010 97 Staaten und die EU ratifiziert haben. Diese Staaten verpflichten sich, die Rechte von Behinderten zu achten und zu stärken. Der Vertrag konkretisiert die allgemeinen Menschenrechte hinsichtlich der Lebenssituation behinderter Menschen. In Deutschland ist die Konvention geltendes Recht, wie das Bundessozialgericht festlegte.





Martina Kloy-Bausch hat Fiona Marie das Leben geschenkt. Sie liebt ihre Tochter, wie sie ist. Auch mit Down-Syndrom.

UNTER UMSTÄNDEN

DANK PRÄNATALDIAGNOSTIK SIND BEHINDERUNGEN SCHON IM MUTTERLEIB ERKENNBAR. DAS FRÜHE WISSEN ERMÖGLICHT DEN ÄRZTEN, NOCH VOR DER GEBURT THERAPIEN EINZULEITEN. DOCH MANCHMAL KENNT AUCH DIE MEDIZIN KEINE HEILMITTEL.

Martina Kloy-Bausch deutet auf die vielen weißen Kreuze, die sich unter der Frühlingssonne seltsam still zu einem Friedhof reihen. „Dort müssen wir das Foto machen! Genau am Eingang zwischen Tod und Leben, und ich trage Fiona Marie heraus zum Leben. Ist das nicht ein schönes Symbol?“ Töchterchen Fiona Marie lacht, als hätte sie verstanden. Geduldig lässt sie sich von Mama knuddeln. Dann schaut sie plötzlich nachdenklich, als wüsste sie, dass auch sie hier hätte liegen können, dass sie vielleicht niemals das Licht der Welt erblickt hätte. Fiona Marie ist 13 Monate alt. Sie hat ein süßes kleines Stupsnäschen und zwei wache dunkle Augen, einen festen Griff, wenn man ihr die Hand reicht, und Down-Syndrom.

Dass Fiona Marie lebt und lacht, ist nicht selbstverständlich. In Deutschland enden 92 Prozent aller Schwangerschaften nach der Diagnose Down-Syndrom mit einem Abbruch. Rund 3 000 Spätabbrüche im Jahr und der deutliche Geburtenrückgang von Babys mit Behinderung belegen die Tragweite des flächendeckenden Einsatzes von Pränataldiagnostik. Während sich die Öffentlichkeit unter dem Banner der Political Correctness Toleranz und Gleichberechtigung auf ihre Fahnen schreibt, wird die Behinderung im Dunkel des Mutterleibs aufgespürt und aussortiert. Eine stille Selektion, eine Summe von Privatangelegenheiten.

Mit Diskriminierung hat das nichts zu tun, zumindest wenn man dem Wortlaut der Gesetze glaubt. Seit 1995 darf kein Kind mehr abgetrieben werden, weil es behindert ist. Wohl aber darf abgetrieben werden, weil die Behinderung des Kindes den körperlichen oder seelischen Gesundheitszustand der Mutter beeinträchtigen könnte. Damit hat sich der Gesetzestext politisch sauber aus der Verantwortung geschlichen und die Bürde der Entscheidung allein Ärzten und Eltern überlassen.

Eine schwere Bürde. Natürlich sei die Diagnose ein Schock gewesen, sagt Martina Kloy-Bausch. Wie die berühmte große Bratpfanne, die einem auf den Kopf hauen. „Es ist eine schlimme Entscheidung, so etwas wünsche ich niemandem.“ Am schrecklichsten sei die humangenetische Beratung verlaufen. „Warum wollen Sie das denn überhaupt noch wissen?“, habe die Ärztin auf ihre Nachfragen zum Krankheitsbild geantwortet, empört sich Frau Kloy-Bausch, so, als stünde der Abbruch schon fest: „Alles war so negativ, so abwertend. Die könnten Leukämie haben, die könnten dies haben und das haben und weiß der Geier.“ Es sei kein Wunder, dass nach so einem Gespräch 95 Prozent der Leute abtrieben.

Im Leidensdruck der Ohnmacht scheint die Abtreibung häufig die einzige Möglichkeit, sich selbst wieder ins Handeln zu bringen, aktiv zu werden. Dabei unterliegt die scheinbar freie Entscheidung der werdenden Mutter äußeren Zwängen und Vorannahmen. Erwartungen erdrücken sie von allen Seiten. Ihre Entscheidung ist keine Wahl, sondern ein Dilemma. Viele Frauen flüchten in die Anonymität des Internets, um ihren Ängsten und Schuldgefühlen Ausdruck zu verleihen. Im Schutz eines Decknamens hoffen sie auf Hilfe und Antwort.

1974:

Paragraph 218a des Strafgesetzbuches erlaubt einen strafflosen Schwangerschaftsabbruch bei Behinderung des Fötus. Behindertenverbände empören sich über die sogenannte embryopathische Indikation: Das vermutete Leid einer Behinderung dürfe nicht das Lebensrecht des Kindes beschneiden.

1995:

Der Gesetzesgeber streicht den entsprechenden Passus und verschiebt den Fokus auf die werdende Mutter, „um eine Gefahr für das Leben oder die Gefahr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung des körperlichen oder seelischen Gesundheitszustandes der Schwangeren abzuwenden“. Die Möglichkeit zum Abbruch ist hierbei zeitlich nicht begrenzt. Deutsche Ärzte setzen sich jedoch selbst verpflichtend mit der 24. Schwangerschaftswoche eine ethische Grenze.





Diplom-Psychologin Kirsten Wassermann arbeitet seit 1999 bei der Evangelischen Beratungsstelle für Schwangerschaft, Sexualität und Pränataldiagnostik in Bonn.

Die Uniklinik Bonn hat in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Beratungsstelle für Schwangerschaft, Sexualität und Pränataldiagnostik Pionierarbeit geleistet und Beratung an den Ort des Geschehens verpflanzt, in die Frauenklinik. Mit zwei Klappstühlen und einem Tisch habe sie hier angefangen, erinnert sich die Diplom-Psychologin Kirsten Wassermann. 2001 war das. Inzwischen ist die Beratungsstelle um ein rotes Sofa reicher und um jede Menge Erfahrung. Learning by doing – schließlich gab es kaum Literatur.

Die öffentliche Debatte über die mangelnde Beratung betroffener Schwangerer hat sich vor einem Jahr erneut in einer Gesetzesänderung niederschlagen. Auch dank der wissenschaftlichen Studien zum Bonner Modellprojekt. Fortan sind die Ärzte verpflichtet, auf die Möglichkeit einer psychosozialen Beratung hinzuweisen, drei Bedenktage sollen die Frauen zudem vor übereilten Entschlüssen bewahren. Doch noch immer dominiert medizinische Routine das diagnostische Geschehen.

Als die Brauns* erfahren, dass ihr ersehntes Wunschkind nicht lebensfähig ist, trifft sie die Diagnose wie ein Schlag. Wann er denn jetzt den Schwangerschaftsabbruch machen sollte, habe der Arzt sofort gefragt. Leider müsse man ja neuerdings vom Gesetzgeber aus drei Tage warten. Frau Braun ist verstört und unterschreibt wie blind. „Ich habe nachher gedacht, wir haben fünf Waschmaschinen gekauft, denn man wusste überhaupt nicht, was man gemacht hat in dem Moment.“ Und dann habe er sie noch gefragt, ob sie noch etwas vorhätten. Als ob sie nach so einer Diagnose noch irgendetwas hätten unternehmen können. Prima, habe der Arzt gesagt, die psychosoziale Beratung sei direkt im Haus, dann sei das auch schon mal abgehakt. „Genau das war sein Wortlaut“, sagt Frau Braun, „und anschließend hat er noch erklärt, wie ein Schwangerschaftsabbruch funktioniert.“ Aber in

dem Moment wollte sie das gar nicht wissen. „Ich hatte total Panik davor.“ Ein schlechter Tag für den Arzt, für Brauns eine Tragödie.

Die Kommunikation zwischen Arzt und Eltern misslingt allzu häufig durch die Asymmetrie von Information und Emotion. Die selbstverständliche Annahme vieler Ärzte, ein Kind mit Behinderung werde abgetrieben, beruht zum einen auf langjähriger Erfahrung, zum anderen wird gerade durch die Selbstverständlichkeit dieser Annahme das späte Abtreiben behinderter Föten forciert. Denn in der Verunsicherung klammern sich die Schwangeren an den Halt der Routine, an den Weg, den die Mehrheit geht. Doch die Ursache für das scheinbar herzlose Vorgehen einiger Ärzte liegt anscheinend noch tiefer. Erkennt ein Arzt die mögliche Behinderung eines Fötus nicht, kann er für den Unterhalt des Kindes regresspflichtig gemacht werden, so entschied der Bundesgerichtshof: Das Kind wird zum Schaden, im juristischen Sinn. In der Praxis hat das zur Folge, dass die Ärzte sich bei jedem Verdacht absichern. Eine Untersuchung folgt der nächsten, dem Befund folgt meist die Abtreibung.

Die Diplom-Psychologin Kirsten Wassermann wünscht sich deshalb ein gleichberechtigtes Miteinander von Medizinerinnen und Psychosozialberatern, jeder an seinem Platz. Sie weiß aber auch um die Schwierigkeiten in der Umsetzung: Klar sei da oft Routine dabei. Aber eigentlich ist sie mit der Kooperation in Bonn sehr zufrieden, auch wenn sich Patienten mal beschwerten. „Wir haben das Privileg, hier vor Ort zu sein und direkt mit den Medizinerinnen in Kontakt zu treten, sei es, dass ich eine Diagnose nicht ganz verstehe oder dass es einen Konflikt gibt. Das kann ich ansprechen und klären.“ Eine Beziehung müsse sich aufbauen. Ihre eigene Beratungsarbeit versteht sie als intensive Kurzzeitbetreuung. Vor allem ginge es darum, Netzwerke zu knüpfen, damit die Paare auch in ihrer Heimatstadt weiter betreut werden könnten.

Das Ehepaar Braun hat schließlich die Hilfe der Katharina Kasper-Stiftung angenommen, die schon seit Jahren Frauen begleitet, die durch die pränatale Diagnostik mit dem Thema Behinderung konfrontiert werden. Dort haben sie mit der Trauerarbeit begonnen. Ein Abbruch war medizinisch unvermeidlich, um die Gesundheit der Mutter nicht zu gefährden. Doch wenigstens den Zeitpunkt wollten die Brauns selber bestimmen, um sich zu verabschieden. An einem Dienstag kam ihr kleiner Junge auf die Welt, 24 Zentimeter lang und 340 Gramm schwer. Einen Namen haben sie ihm gegeben. Friedlich habe er ausgesehen, als sei er nur eingeschlafen, den Daumen im Mund. Frau Braun hat für die Beraterinnen der Katharina Kasper-Stiftung Windlichter gebastelt. „Flieg, kleiner Schmetterling“, steht dort in einem der aufgedruckten Trauergedichte. Dazu hat sie der Schmetterling inspiriert, den man ihr und ihrem Mann zu Beginn der Beratung schenkte. Frau Braun hat sich den buntesten ausgesucht. Wenn das junge Paar den Schmetterling in der Hand hält, sieht es eher aus, als wollten die



beiden den kleinen Falter behüten, als hätten sie Angst, er könne nicht fliegen. „Wir hätten auch ein behindertes Kind genommen.“

Auch Martina Kloy-Bausch hat die Beratung der Katharina Kasper-Stiftung genutzt. Dort hat man ihr empfohlen, sich für ihre Entscheidung Zeit zu nehmen. Sie hat sich informiert, im Internet und bei Familien mit behinderten Kindern, Pro- und Kontra-Listen erstellt. Ständig habe sie gezweifelt: „Den einen Tag dachte ich, ich krieg die Fiona, den anderen, ich krieg sie nicht, tagtäglich war das ein Unterschied. Aber je mehr ich gedacht habe, ich treibe ab, umso mehr hat mir das Herz weh getan, als wenn einer mit der Faust hereingreift und so richtig zudrückt.“ Langsam wurde ihr klar, was ihr Herz schon lange gespürt hatte: „Ich will Fiona Marie auf jeden Fall.“ Vor allem aber habe sie sich gegen die durchsetzen müssen, die meinten, das schaffe sie sowieso nicht. Was sie denn mit einem behinderten Kind wolle, musste sie sich ständig anhören.

Bei der Geburt habe sie sehr gute Erfahrung mit den Ärzten gemacht. Die hätten sich Zeit genommen, aber wahrscheinlich auch, weil Fiona Marie von Anfang an so süß ausgesehen habe: „Sagen wir es doch einmal ganz krass: Die meisten Leute haben Angst vor dem Aussehen, das ist einfach so.“ Das war auch ihre Angst: „Wie sieht mein Kind aus? Was mache ich, wenn es hässlich ist?“ Irgendwann habe sie verstanden, dass es auf etwas Anderes ankommt. „Die schenken einem so viel Liebe.“

Eltern zu werden ist heutzutage mehr denn je ein Akt planender Vernunft. Behinderungen haben da wenig Platz. Die Toleranzgrenze ist am Horizont weit, doch meist endet sie, wenn die Diagnose

Behinderung das eigene Schicksal trifft. Und so steht am Anfang der Abschied. Von der perfekten Familie, vom perfekten Kind, vom perfekten Leben, vor allem aber der Abschied von den eigenen Vorurteilen. Der Blick in den Alltag zeigt, wie schwer es ist, diese Berührungsängste zu überwinden. Vielleicht, weil Menschen mit Behinderung schmerzhaft daran erinnern, wie flüchtig das Glück ist, das nur auf Leistung baut. Das Bedürfnis nach vermeintlicher Prävention beschert der Pränataldiagnostik jährlich Millionen-Umsätze. Doch die Sicherheit trägt: Die meisten Behinderungen bringt das Leben, nur drei Prozent aller Behinderungen sind genetisch bedingt.

Martina Kloy-Bausch kann gar nicht aufhören, an Fiona Marie herumzuknabbern. „Mein kleiner Sonnenschein, meine Süße!“ Natürlich sei es nicht einfach: die finanziellen Sorgen, die Besuche beim Arzt und bei der Krankengymnastik. Doch jedes Lachen entschädige für alle Strapazen. Sie könne jeder Frau nur empfehlen, auf ihr Herz zu hören, auf Herz und Bauch. „Ich bin jetzt nicht überreligiös oder so, aber ich habe mal eine schöne Anzeige über das Down-Syndrom gelesen: 23 Chromosomen von der Mama, 23 vom Papa und eins vom lieben Gott. Und irgendwie glaube ich, das stimmt.“

* Name von der Redaktion geändert



Prof. Dr. med. Ursula Rieke gehört zum Stiftungsvorstand der Katharina-Kasper-Stiftung. Als Ärztin weiß sie um die medizinische Realität, als Mutter weiß sie um die Sorgen der Frauen und Paare, die bei ihr Rat suchen.

PSYCHOSOZIALE BERATUNG: HALT IN PRÄNATALER VERZWEIFLUNG

Seit einem Jahr sind Ärzte verpflichtet, Frauen auf die Möglichkeit einer psychosozialen Beratung hinzuweisen. Hat sich dadurch für Sie etwas geändert?

Die Rückmeldung der Ärzte ist: Nein. Das Gesetz bringt viele Formulare, aber das ist in dem Wust von Papieren, die die Eltern eh unterschreiben, nur eins von vielen. Wir merken dennoch im Moment, dass mehr Frauen zu uns kommen, allerdings nur von den Ärzten, die mit uns schon gute Erfahrungen gemacht haben. Nicht aufgrund des Gesetzes, sondern weil sie allmählich spüren, dass die Patienten davon wirklich profitieren.

Sie beraten ergebnisoffen. Was heißt das genau?

Nun, es gibt keine ideale Lösung, bei der man sagt, das ist der leichte Weg und das ist der schwere. Es sind alles schwere Wege, und noch schwerer ist der Weg, auf dem man die Entscheidung nicht wirklich als eigene gefällt hat.

Wie können Sie dem in der Beratung entgegenwirken?

Vom Prozess her ist es so, dass wir den Frauen und Paaren zunächst den Druck nehmen. Vielleicht passt das Bild einer Haltebucht. Die Frauen sind vom Gefühl her auf einer Schnellstraße, und es geht eigentlich nur noch bergab. Die Ärzte vermitteln oft Zeitdruck: „Ihr müsst dies, ihr müsst das.“ Wir holen sie dort heraus und gucken noch einmal in Ruhe. Wir haben auch Kontakte zu Familien, zu anderen Eltern, zur Selbsthilfe, zu Einrichtungen oder zu Adoptionsmöglichkeiten. Wichtig ist auch die Trauerarbeit mit dem Paar: der Abschied vom gesunden Wunschkind oder, wenn das Kind nicht lebensfähig ist, der Abschied von dem konkreten Kind. Wenn es um einen Kindsverlust geht, hat sich bewährt, dass wir im Rahmen der Trauerarbeit mit Symbolen arbeiten, wie etwa mit dem Schmetterling. Wir merken einfach, dass das noch einmal eine Dimension öffnet, die über den Tod hinausgeht. Wir ermutigen auch, Traueranzeigen zu überlegen oder Hand- und Fußabdrücke zu machen, selbst wenn man am Anfang nicht die Kraft hat, sie sich anzusehen.

Was glauben Sie: Warum ist die Diagnose Behinderung für die meisten Frauen ein Grund zur Abtreibung?

Das hat einfach eine gesellschaftliche Normalität. Man mutet es sich selber und vor allem dem Kind nicht zu. Da gibt es immer noch Informationsdefizite, und die Haltung ist dadurch ein Stück fehlgeleitet. Aber ich möchte nicht ausschließen, dass sich das ändert, und daran sind wir als Stiftung nicht unbeteiligt. Der Trend ist wohl derzeit etwas rückläufig. Es kommt ein neues Bewusstsein für die Option auszutragen. Wenn Paare eine Todesanzeige für ein Kind machen, das früher vielleicht als Klinikabfall entsorgt wurde, dann verändert das auch die Ärzte und die Haltung des Klinikpersonals.

In der derzeit viel diskutierten Präimplantationsdiagnostik ist eine Selektion bereits vor der Einnistung des Embryos möglich. Was halten sie davon?

Das Argument ist ja, dass man die unangenehmen Situationen nach einem pränatalen Befund vermeidet. Das sehe ich sehr kritisch, weil ich denke, es kommen eher noch Fragen und Problemfälle dazu. Das Ehepaar Braun beispielsweise wäre ja nie ein Fall für die Präimplantationsdiagnostik gewesen, die hätten da ja nie etwas machen lassen. Im Ganzen ist es sicher keine Entlastung. Es kann nur für einzelne Familien in ganz schwierigen Situationen mal eine Hilfestellung sein.

Was sehen Sie für Möglichkeiten, den Automatismus aufzuhalten, mit dem die Diagnose Behinderung zum Abbruch der Schwangerschaft führt?

Generell sehe ich die Hauptmöglichkeiten in der Haltung der Gesellschaft: mehr aufzuklären, auch mehr in jüngeren Jahren, bevor die Frauen überhaupt an Schwangerschaft denken. Es ist auch wichtig, dass Paare das miteinander besprechen. Man muss diesem Machbarkeitsdenken, dass alles planbar und perfekt läuft, ein Stück entgegensteuern. Ein gesundes Kind ist ein Geschenk und kein Verdienst der Diagnostik.



DER PAPIERTIGER LEBT

INKLUSION IM BILDUNGSWESEN IST IN DEUTSCHLAND EIN AUSNAHMEFALL – OBWOHL DIE UN-KONVENTION ÜBER DIE RECHTE VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNGEN EIN „INTEGRATIVES BILDUNGSSYSTEM“ VERSPRICHT. DAMIT DIE REALITÄT DEN VORGABEN AUF DEM PAPIER FOLGEN KANN, FORDERN EXPERTEN: UMDENKEN!



Wer ist hier behindert? Lukas, Hannah und Luca sind an der Integrierten Gesamtschule Bonn-Beuel in derselben Klasse. Mit Kindern umgehen, Mathe oder Skaten – jeder hat seine Stärken und Schwächen.



Die Bilanz betrübt. „Die UN-Konvention ist ein Papiertiger geblieben“, sagt Bildungsforscherin Dr. Lisa Pfahl. Auf dem Papier gewährleistet Deutschland seinen Einwohnern seit dem 26. März 2009 ein integratives Bildungssystem. Zu diesem Datum ist die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen in Deutschland in Kraft getreten.

Tatsächlich wurden im vergangenen Schuljahr noch immer rund 80 Prozent aller Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf an gesonderten Förderschulen unterrichtet. Etwa drei Viertel von ihnen erreichen an diesen Schulen keinen Hauptschulabschluss. Förderschulleiter Uwe Meyer beobachtet: „Alle stehen mit großen Augen fassungslos vor dem Problem und machen die Augen zu und wissen nicht weiter.“

Das „Problem“ sind Jugendliche wie Luca, der an diesem Vormittag versagt hat. Ganz knapp. „Nächstes Mal gibt's die Revanche“, sagt der 16-jährige Junge mit den rabenschwarzen Haaren und zuckt die Schultern. Er trägt ein schwarzes Langarmshirt und helle Jeans, einen blauen Gürtel als Farbtupfer um die schmalen Hüften. Im Tischfußball hat ihn sein Kumpel Lukas für heute geschlagen. Jetzt steht Mathe auf dem Programm, und die kleinen bunten Männchen im Foyer der Integrierten Gesamtschule Bonn-Beuel müssen warten.

In der Mathestunde übt Luca mit seinem Lehrer Mike Kulhavy, wie er lange Textaufgaben besser angehen kann. „Hm, also es regnet, das hab ich kapiert“, gibt Luca die Aufgabe in eigenen Worten

wieder. „Und jetzt soll ich ausrechnen, in wie vielen Stunden die Zisterne voll ist?“ Luca gibt seinem Blick in Richtung Kulhavy ein fragendes Lächeln mit auf den Weg.

In wenigen Monaten wird er den Realschulabschluss machen, die Zusage von einem Berufskolleg für soziale Berufe hat er schon jetzt in der Tasche. Dort will Luca ein Fachabitur im sozialen Gesundheitswesen erreichen. „Bei der neuen Schule habe ich ein gutes Gefühl“, sagt der 16-Jährige über den kommenden Abschnitt in seinem Leben. „Klar habe ich manchmal Schiss, da steckt eben das Wort ‚Abi‘ mit drin. Aber ich bin ermutigt, das auf jeden Fall zu machen.“

Bevor Luca in die fünfte Klasse an der Integrierten Gesamtschule in Bonn-Beuel kam, hatten andere weniger zuversichtlich über seine Zukunft geurteilt. „Er kam mit einer Empfehlung für den Förderschulabschluss von seiner alten Schule“, erinnert sich Klassenlehrer Kulhavy. „Höchstens vielleicht noch den Hauptschulabschluss hatte man ihm zugetraut.“

Sonderschule. So nannte man die Institution, auf der Luca seine Grundschulzeit verbracht hat, früher. Sie ist heute noch fester Bestandteil unseres Schulwesens. Kindern und Jugendlichen wird aus verschiedenen Gründen ein „sonderpädagogischer Förderbedarf“ bescheinigt. Meist versperrt er den Schülern den Weg in eine „normale“ Schule.

Wie soll Inklusion in der Gesellschaft funktionieren, wenn sie im Kindesalter durch die klare Trennung der Schulformen nicht

vorhanden ist? Bildungsforscherin Pfahl untersucht am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung und an der Universität Bremen, wie sich schulische Trennung auf Bildungserfolge auswirkt. Sie sagt: „An den Sonderschulen wird nicht viel falsch gemacht. Das Problem sind die Sonderschulen an sich.“

Schularbeiten, Abschlussfete, Saisonstart im Freibad: Für Luca werden die restlichen Wochen bis zu seinem ersten Schulabschluss schnell vergehen. Auf dem Berufskolleg geht es schon im Herbst mit großen Schritten weiter Richtung Zukunft.

Anderswo dauern die Dinge etwas länger. Im März 2009 ist die UN-Konvention in Deutschland auf Bundesebene in Kraft getreten. In der Bildung jedoch machen die Länder die Gesetze. „Viele Länder haben erst 2009 Arbeitsgremien eingerichtet“, sagt Ralph Fleischhauer vom nordrhein-westfälischen Schulministerium. Das führe zu Verzögerungen. In der Zwischenzeit solle dem Wunsch der Eltern nach gemeinsamem Unterricht wann immer möglich nachgekommen werden. Auch das Personal hierfür wurde aufgestockt. Eine Änderung des Schulgesetzes in Nordrhein-Westfalen, so Fleischhauer, werde jedoch frühestens am 1. August 2012 in Kraft treten – mehr als drei Jahre nach der UN-Konvention.

An der Integrierten Gesamtschule Bonn-Beuel ist es schon seit mehr als 25 Jahren „egal, wer behindert ist und wer nicht“, so Klassenlehrer Kulhavy. Einzelne Schulen können flexibler und schneller agieren als die Politik und mit eigenen Konzepten zeigen: Der Papiertiger lebt.

In der Mathestunde von Mike – so dürfen ihn seine Schüler nennen, wenn sie möchten – hämmern Luca und Lukas mit beeindruckender Fingerfertigkeit Zahlen und Zeichen in ihre graublauen Taschenrechner. In der Klausur muss es bei beiden schnell gehen – auch wenn dann zwei ganz unterschiedliche Aufgabenblätter vor Luca und Lukas auf



In jeder Stunde sind zwei Lehrer in der Klasse. Dadurch bleibt für Klassenlehrer Mike Kulhavy Zeit, Luca und den anderen Förderschülern bei Problemen individuell zu helfen.

dem Tisch liegen werden. Luca macht den Realschulabschluss. Der 15-jährige Lukas wird nach dem Sommer an der integrierten Gesamtschule bleiben und nach drei Jahren Oberstufe sein Abitur machen. Inklusion nicht nur von Schülern mit sonderpädagogischem Förderbedarf, sondern gemeinsames Lernen aller. Im Großteil der Fächer bis zur zehnten Klasse.

„Das funktioniert natürlich nur mit einem ganz anderen Prinzip als im dreigliedrigen Schulsystem“, flüstert Mike, während Luca Regentropfen addiert. „Bei uns sind in jeder Stunde zwei Lehrer in der Klasse. Es läuft weniger über Frontalunterricht und viel mehr über Gruppenarbeit und selbstständiges Lernen.“ Die Lehrer haben in jeder Stunde unterschiedliche Materialien für die verschiedenen Arbeitsgruppen dabei. Auch Schülern mit leichter geistiger Behinderung bringt der Klassenlehrer den Satz des Pythagoras näher – mit Rittersport-Tafeln.

„Die Gliederung nach Leistung muss aufgehoben werden, damit die Inklusion von Menschen

mit Behinderung gelingen kann“, fordert Pfahl. „Das deutsche Bildungswesen benennt Armut in Behinderung um.“

Lernt Lukas, der im nordrhein-westfälischen Schulsystem eigentlich in die Kategorie „Gymnasiast“ gehören würde, weniger, weil er in der Mathestunde seinem Kumpel Luca bei der Zisterne hilft? „Wenn ich den Stoff nochmal jemandem anderem erkläre, merke ich gleich, ob ich's auch wirklich verstanden hab“, sagt Lukas. „Ich wiederhole das ja dabei und freue mich, wenn ich sehe: Ich kann den anderen helfen.“

Was im Kleinen simpel erscheint, ist im Großen komplexer. Konsens herrscht bei einer Erkenntnis: Wir müssen umdenken. Bildungsforscherin Pfahl sagt über das Berufsverständnis vieler Lehrer an allgemeinen Schulen: „Die starren Professionsgrenzen müssen überschritten werden.“ Eine inklusive Schule muss mehr als nur Goethe und Schiller Raum geben. Deutlich sprechen, Schuhe binden, Konzentrationsübungen

– auch solche Dinge wollen gelernt sein. Manche Schüler brauchen darin öfter Wiederholungen als andere.

Die Eltern von Kindern ohne sonderpädagogischen Förderbedarf müssen ihre Ängste überwinden, fordert Pfahl. „Es gibt keine einzige Studie, die belegt, dass gute Schüler durch den Unterricht mit schwächeren weniger lernen.“

Lukas hat mit dem Umdenken bereits angefangen. „Es war schon komisch, das erste Mal jemanden im Rollstuhl zu sehen“, sagt der 15-Jährige über seine Erfahrungen an der integrierten Gesamtschule. „Aber dann habe ich gemerkt: Die sind auch nicht anders als ich. Und mit Luca bin ich jetzt echt gut befreundet.“ Die Erklärung, was daran ungewöhnlich sein könnte, fügt Luca hinzu: „Ich hab' eine zentrale Hörstörung und komme mit sprachlichen Sachen und Texten nicht so zurecht. Deshalb hab' ich den Förderschwerpunkt Sprache.“ Problem? Anscheinend kein großes. Hätte man glatt vergessen.



Arnd Schwendy, Jahrgang 1937, ist Vordenker und Vormacher in der Sozialpolitik. Zu seinen wichtigsten Initiativen gehören Integrationsfirmen und die Betreuung von Arbeitslosen aus einer Hand.

BEHINDERTE, DIE DEN PORSCHÉ PUTZEN

ARND SCHWENDY IST EIN ALTER HASE DER SOZIALPOLITIK. ER ERKLÄRT, WIE INKLUSION FUNKTIONIERT UND WAS AN DER SITUATION IN DEUTSCHLAND BESONDERS IST.

Früher gab es „Integration“, jetzt gibt es „Inklusion“. Tauschen wir da ein Modewort gegen ein anderes aus?

Nein. Der Begriff ist in den skandinavischen Ländern schon in den 70er Jahren in die sozialpolitische Diskussion eingeführt worden. Und die Europäische Union, die – was kaum jemand weiß – eine sehr engagierte Sozialentwicklungs-Politik macht – hat eine sehr interessante Unterscheidung vorgenommen: Sie spricht von „Exklusion“, das ist die herkömmliche, traditionelle Art, Randgruppen und vor allem Behinderte in Sondereinrichtungen aus der Gesellschaft herauszunehmen.

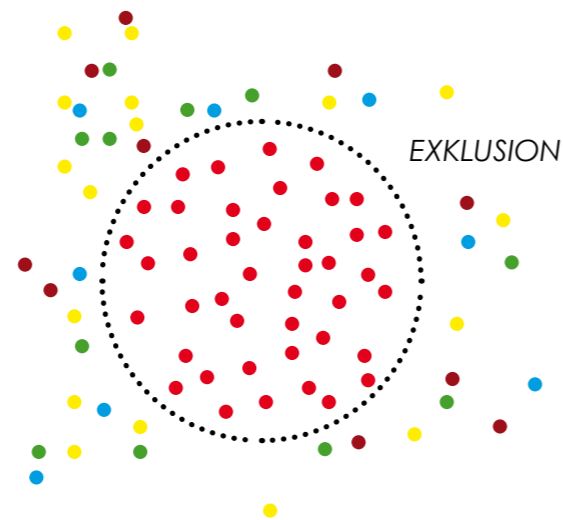
So etwas wie Förderschulen?

Ja, das wäre Exklusion. Und dann gibt's die zweite Phase, das ist die Integration, solchen benachteiligten Gruppen in der Community Angebote zu machen. Obwohl, bei den Förderschulen könnte man schon fast Integration sagen, weil es ja innerhalb einer Gemeinde stattfindet.

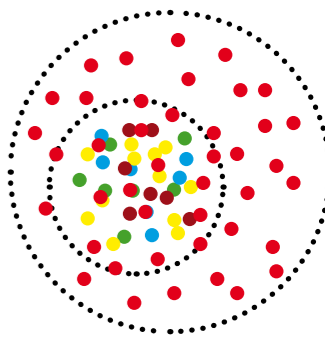
Aber Integration ist noch keine Inklusion?

Das ist der nächste Schritt, der jetzt ansteht, die Inklusion. Das heißt, diese Minderheit ist nicht in Sondereinrichtungen abgesondert, sondern sie mischt sich in die Regelangebote. Also in normale Schulen, in normale Wohnanlagen statt Heime und in normale Firmen statt in Werkstätten für Behinderte.

Das ist für Deutschland ein Riesenschritt, denn wir sind als Echo auf die Gräueltaten des Dritten Reiches zwar ein vorbildlicher Sozialstaat und haben nach dem Krieg ein international vorbildliches Rehabilitationssystem für Behinderte aufgebaut. Aber es ist alles eher integrativ und bezogen auf Sondereinrichtungen, zum Teil auch noch am Rande von Städten und Gemeinden. Diese Einrichtungen haben jetzt ein riesiges Beharrungsvermögen und Ängste, dass ihre Existenz gefährdet ist.



INTEGRATION



Dann ist dieser Schritt wahrscheinlich nicht einfach.

Das sind ganz ganz tiefe Einschnitte, aber die Regierungen gehen das an. Da gibt es auch keinen parteipolitischen Dissens, was ganz wichtig ist. Die Bundesrepublik ist eins der ersten Länder, die der UN-Konvention – die ja mehr ist als eine Charta, das ist verbindliches Recht – zugestimmt hat. Jetzt laufen die Planungen: Wie setzt man das in der Bundesrepublik um?

Und wie läuft das?

Das hat eine derartige Eigendynamik entfacht. Am deutlichsten merkt man das im Schulwesen. Immer mehr Eltern klagen dagegen, dass ihre Kinder von den ärztlichen Diensten der Schulverwaltung einfach schwuppdwupp auf die Förderschule geschickt werden. Das geht nicht mehr so ohne Weiteres.

Wie kann Inklusion funktionieren?

Es muss in den Kitas und Schulen losgehen. Einen echten Durchbruch werden wir erst kriegen, wenn von Kindesbeinen an jeder Bürger lernt, was Behinderung bedeutet und was man mit Behinderten zusammen machen kann und was man nicht machen kann. Wenn man mal in Schulen geht, wo behinderte und nicht behinderte Kinder zusammen sind, sieht man, wie unbefangen die miteinander umgehen. Also auch ohne Hemmungen. Wie die einen Rollstuhlfahrer einfach mal einen Abhang runter schubsen, und alle lachen darüber.

Im Arbeitsmarkt ist Inklusion auch ein Thema.

Genau. Wenn man mal in die USA fährt, deren Sozialarbeit ja fälschlicherweise immer als fatal und kapitalistisch eingestuft wird, dann stößt man drauf, dass bei McDonalds ein sichtbar Behinderter den Hamburger über den Tresen reicht, oder dass an einer Tankstelle ein Behinderter den Wagen poliert.

Das möchte ich mal in Deutschland sehen, dass ein Behinderter an einen Mercedes oder Porsche rangeht, das würde Schadensersatz-Klagen geben, ohne dass der auch nur einen Kratzer macht. Wir sind überhaupt nicht dran gewöhnt, dass in der Arbeitswelt einfache Serviceaufgaben von Behinderten wahrgenommen werden.

Diese ganzen Hemmungen kommen ja durch die Entfremdung, weil man im normalen Leben nichts miteinander zu tun hat.

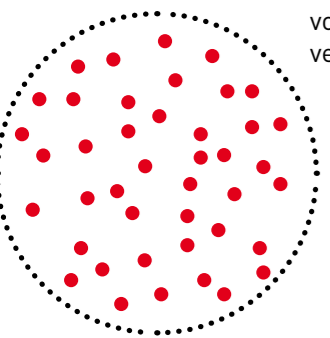
Was sind die nächsten Schritte, die wir gehen sollten?

Vorreiter ist im Augenblick die fantastische Sozialministerin Malu Dreyer in Rheinland-Pfalz. Die hat ja kreierte, dass man vom dem Geld, das sonst die Werkstatt für Behinderte kostet, ungefähr drei Viertel kriegt, und damit kann man sich praktisch bei einem normalen Arbeitgeber den Arbeitsplatz kaufen. Das ist eigentlich die Lösung, aber die Feinheiten im Gesetz fehlen noch. Im Augenblick raufen sich Kommissionen von Ministern die Haare und fragen sich: Kann das denn sein, dass jemand bei Karstadt oder bei Ford mit unserem Geld die Löhne bezahlt?

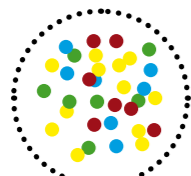
Aber das sind alles gesellschaftliche Lernprozesse, das muss man mit einer gewissen Geduld angehen, und es bringt auch nichts, in diesem sensiblen Bereich Brachialreformen zu machen.

Sondern?

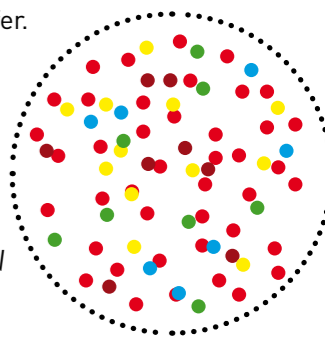
Man muss Alternativen schaffen. Bis dahin muss ich beide Systeme weiterfahren – zum Beispiel Sonderschulen und normale Schulen nebeneinander – und muss die neue Formen zusätzlich anbieten. Das ist in Zeiten knapper Kassen nicht so einfach. Aber das Umdenken beginnt, das ist deutlich und das läuft. Inklusion ist praktisch ein Selbstläufer.



SEPARATION



INKLUSION





PAUL SPITZBECK
 Schreiben ist wichtig: ja. Lesen, selber wenn
 Schreiben nicht geht - keine Bücher lesen, kein
 Bauplan machen. Das ist auch wichtig,
 Pettersson und Findus brauchen ein Aufbauplan
 Für's Zelt. Wenn nicht schreiben, weiß nicht
 welche Marmelade im Glas und ob noch gut.

DER VISIONÄR

**PAUL SPITZBECK IST 17.
 ER HAT DOWN-SYNDROM.
 DOCH ER SIEHT DARIN KEINE
 BEGRENZUNG, SONDERN
 EINE HERAUSFORDERUNG.
 DIE MÖGLICHKEITEN SEINES
 LEBENS SCHÖPFT ER MIT
 GROSSER KREATIVITÄT AUS.**

Wenn Paul Spitzbeck neben Anna-Lisa sitzt, ist die Welt vollkommen in Ordnung. Die beiden brauchen keine Worte: Ein Lächeln, ein Streicheln über den Rücken, eine kurze Berührung am Bein. Sie kennen sich schon von klein auf, seit wann sie ein Paar sind, weiß niemand so recht.

Paul ist jetzt 17, in einem Jahr will er mit Anna-Lisa zusammenziehen, nach Sankt Augustin, dorthin, wo seine Eltern wohnen. Ob dieser Wunsch so schnell in Erfüllung gehen wird, ist fraglich. Ein Betreuer wäre notwendig, der ihm bei Verträgen, der Wochenplanung und den Finanzen hilft. Doch Paul will keinen Betreuer: Er sieht sich nicht als behindert. Als seine Mutter Isabella Praschma-Spitzbeck das Wort „Behinderung“ im Auto fallen lässt, ruft Paul von hinten: „Sag das nicht Mama. Nenn mich Paul, Paul Spitzbeck. Meinen Namen einfach.“

Das Down-Syndrom bestimmt die Schule, auf die Paul geht, beeinflusst die Wahl seiner Freunde und Freizeitmöglichkeiten. Es macht manche Dinge in seinem Leben unmöglich und andere ziemlich schwer. In einem Alter, in dem die meisten sich nachts auf Partys erproben und den Führerschein machen, führt Paul mit seinen Eltern Diskussionen darüber, warum gerade er all dies nicht tun kann.

„Am liebsten bin ich Torwart“, sagt Paul und blockt einen der Bälle, die sein Trainer ihm beim Fußballspiel zuschießt. Seine langen hellblonden Haare wehen ihm dabei immer wieder ins Gesicht. Ob Weitsprung oder Laufen – Paul ist bei allem mit Begeisterung dabei und fällt in der Leichtathletikgruppe höchstens dadurch auf, dass er kleiner ist als die anderen und kindlichere Gesichtszüge hat.

Er ist viel unterwegs, bis nachmittags um halb vier in der Förderschule, anschließend in der Musikschule, wo er Klavier lernt und singt, im Schwimmkurs oder auf dem Sportplatz und alle zwei Wochen bei der Redaktionskonferenz von „Ohrenkuss“, einem Magazin, das ausschließlich von Menschen mit Down-Syndrom gemacht wird. In



„Ohrenkuss ... da rein, da raus“

„Ohrenkuss“ ist ein seit 1987 bestehendes Magazin, das ausschließlich von Menschen mit Down-Syndrom gemacht wird. Die rund 20 Redakteure zwischen 16 und 55 Jahren treffen sich alle zwei Wochen in Bonn, um über verschiedene Themen wie Liebe, Mensch sein, Glücksdrogen oder Oma/Opa zu schreiben. Alle Texte werden so gedruckt, wie sie geschrieben oder diktiert werden. Entstanden ist das Magazin aus einem Forschungsprojekt, durch das das Vorurteil widerlegt wurde, dass Menschen mit Trisomie 21 nicht lesen und schreiben können.



den Sportvereinen war Paul der Pionier, heute sind mehrere Jugendliche mit einer Behinderung dabei.

Schon immer hatte er mehr mit Menschen ohne Behinderung zu tun – in der integrativen Grundschule und in seiner Freizeit. In der Förderschule ging er jahrelang immer zu den Zivildienstleistenden oder Lehrern, wenn er sich unterhalten wollte. Erst in den vergangenen Jahren ist auch der Kontakt zu den Mitschülern besser geworden.

Seine Mutter ist bis heute nicht sicher, ob es richtig war, Paul auf eine Förderschule zu schicken: „Darüber habe ich oft nachgedacht, denn mittlerweile merke ich, dass sehr wenig Fachliches in der Förderschule vermittelt wird“, sagt sie. Damals habe das Angebot dieser Schule aber einfach besser zu Paul gepasst als das der Gesamtschule. Zudem liege die Förderschule nur drei Minuten von ihrem Haus entfernt.

Als Pauls Mutter die mangelnde Wissensvermittlung in der Schule ansprach, antworteten die Lehrer nur: „Wenn wir etwas wissen wollen, können wir ja einfach Paul fragen.“ Paul selbst würde gerne Französisch und Italienisch lernen und mehr über Religion erfahren. Was er in der Schule nicht lernt, bringt er sich Zuhause selbst bei – über Fernsehsendungen, Rätsel, Bücher oder Spiele.

Die Schule zu wechseln kommt für Paul aber nicht infrage: „Ich mag die Schule in Sankt Augustin, ganz nah dort, wo ich wohne.“ Mit dem Auto zu einer entfernteren Schule zu fahren – das wäre für Paul alleine nicht möglich, denn er darf aufgrund seines Down-Syndroms keinen Führerschein machen. Mittlerweile hat er sich damit abgefunden: „Ich fahre eh lieber Bus“, sagt er.

Doch seine Mutter weiß um die Diskussionen, die hierüber geführt wurden. „Paul entwickelt dann oft Alternativantworten oder Strategien, mit denen er sich besser identifizieren kann, als den Grund aufs Down-Syndrom zurückzuführen“, sagt sie. So träumt seine Freundin Anna-Lisa, die ebenfalls das Down-Syndrom hat, schon heute von gemeinsamen Kindern, Paul hingegen findet kleine Kinder viel zu anstrengend. Seine Mutter ist sich nicht sicher, ob dies wirklich so ist: „Vielleicht ist es auch einfach nur eine Schutzmauer, die er errichtet, um damit ein Argument zu haben, das gegen eigene Kinder spricht.“ Menschen mit Down-Syndrom können zwar eigene Kinder bekommen, die Erziehung zu organisieren und zu planen kann aber schwierig für sie werden. Seit sechs Jahren schreibt Paul beim „Ohren-

kuss“-Magazin mit. „Das Schreiben hat einen Riesensprung in seiner Entwicklung bewirkt, hat ihn selbstbewusster gemacht“, sagt seine Mutter. „Hier weiß er, dass er so wahr- und angenommen wird, wie er ist, auch wenn er mal nicht gut drauf ist.“ Sie nervt das Sonnenschein-Vorurteil, das alle Menschen mit Down-Syndrom darauf reduziere, immer glücklich zu sein. „Das stimmt einfach nicht, und damit spricht man den Menschen auch ihre Reflexion ab, so nach dem Motto ‚dumm, aber glücklich‘.“

Pauls Mutter empfindet Menschen mit Down-Syndrom als Menschen mit einer sehr offenen und einfühlsamen Art: „Das ist erstaunlich, Paul merkt immer schnell, wenn jemand traurig ist. Ich glaube, er hat Wahrnehmungsfähigkeiten, die viele von uns mittlerweile verloren haben.“

Ihren Sohn bezeichnet sie als Visionär, als jemanden, der Baupläne von seiner späteren Wohnung zeichnet, seine Zukunftsplanungen auf den Laptop aufspricht, um sie so zu speichern. „Es ist nicht immer alles realistisch, was Paul sich überlegt, aber ich denke, er schöpft daraus viel Kraft, bewegt sich so voran“, sagt seine Mutter.

Eine schmalere Grad, auf der sich Paul sein Leben lang bewegt: Zwischen dem, was er tun möchte und dem, was er tun kann. Zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Nächstes Jahr wird Paul 18. Ein Alter, auf das er sich sehr freut, verspricht es doch die große Freiheit. Und doch merkt er, dass bei ihm wohl einiges anders sein wird als bei seiner drei Jahre älteren Schwester: Dass es auch danach keine langen Disconächte geben wird. Keine durchzechten Partys und keinen direkten Umzug in die eigene Wohnung. Paul aber ist niemand, der leidet. Er überlegt viel, reflektiert, schaut, was er kann und macht dann das Beste daraus oder sucht nach einer Alternative. Wenn er gut gelaunt ist, lacht er viel und steckt damit auch sein Gegenüber an.

Arbeiten möchte er später am liebsten in der Küche: „Dann koche ich in so einem großen Gebäude und bringe die Sachen mit einem großen Auto zur Schule zum Mittagessen.“ Seine Mutter sieht ihn vor allem im Service, irgendwo, wo er viel kommunizieren kann. „Letztens sagte Paul, er würde am liebsten auf der Bowlingbahn arbeiten und die Schuhe ausleihen.“ Zwei Jahre hat er mindestens noch Zeit, um sich für einen Beruf zu entscheiden.

In seinem Zimmer gibt Paul ganz den Rocker. „Die Tür zumachen, sonst wird's zu laut“, sagt er, macht das Keyboard an und legt los: „Freude schöner Götterfunken“, „Sandmann, lieber Sandmann“, „Der Hochzeitsmarsch“. Oder er lässt das Keyboard selbst spielen, dann wird getanzt.

Paul ist einer, der die Menschen um sich herum mitreißt, offen auf sie zugeht, mit ihnen viel Quatsch macht. Musik ist ihm wichtig. Wenn er auszieht, muss ein Klavier her, sagt er. In seine Wohnung mit Anna-Lisa soll am besten gleich eine Band mit einziehen. „Und ich werde dann der Chef der Band!“

Paul ist einer, der die Menschen um sich herum mitreißt, offen auf sie zugeht, mit ihnen viel Quatsch macht. Musik ist ihm wichtig. Wenn er auszieht, muss ein Klavier her, sagt er. In seine Wohnung mit Anna-Lisa soll am besten gleich eine Band mit einziehen. „Und ich werde dann der Chef der Band!“

Paul ist einer, der die Menschen um sich herum mitreißt, offen auf sie zugeht, mit ihnen viel Quatsch macht. Musik ist ihm wichtig. Wenn er auszieht, muss ein Klavier her, sagt er. In seine Wohnung mit Anna-Lisa soll am besten gleich eine Band mit einziehen. „Und ich werde dann der Chef der Band!“

Paul ist einer, der die Menschen um sich herum mitreißt, offen auf sie zugeht, mit ihnen viel Quatsch macht. Musik ist ihm wichtig. Wenn er auszieht, muss ein Klavier her, sagt er. In seine Wohnung mit Anna-Lisa soll am besten gleich eine Band mit einziehen. „Und ich werde dann der Chef der Band!“



SINGE UND MEIN HERZ SINGT MIT

Musik: schön. Klavier mit Spezial. Singe mit Herzen. Singe und mein Herz mit mir singe. Das Lied mit Orgel fand ich schön. Orgel ist in der Kirche. Musik ist Spaß, glücklich ... Musik ist für Tanzen. Ich finde immer so gut Schlagzeug, Laut. Ich liebe laut. Das ist für mich Spaß. Laut, in Zimmer alleine.

Ich spiele mit Lied Klavier von CD. Wie Ohr abfallen. Die Karawane ... Höher ist besser als Orgel. Orgel ist Regenbogentraum von der Regenbogen. Höher ist nur Gold, Silber und gelb und rot. Karawane ... das Lied ist von meinem Herzen. Schöner als Orgel.

(„Ohrwurm“ 2009)



Katja de Bragança im Gespräch mit Redakteuren.

OHRENKUSS ... DA REIN, DA RAUS

KATJA DE BRAGANÇA HAT DAS „OHRENKUSS“ INS LEBEN GERUFEN. DIE 52-JÄHRIGE HUMANGENETIKERIN ÜBER SELBSTBESTIMMUNG UND DEN UMGANG VON MENSCHEN MIT DOWN-SYNDROM.

Was ärgert Sie am Umgang Ihrer Mitmenschen im Bezug auf Menschen mit Down-Syndrom am meisten?

de Bragança: Die Respektlosigkeit. Sie zum Beispiel „Downie“ zu nennen, sie zu verniedlichen. Damit spricht man ihnen ihre Daseinsberechtigung ab, da man sie nur auf ihre Behinderung reduziert. Menschen mit Down-Syndrom „leiden“ auch nicht am Down-Syndrom, das ist keine Krankheit. Es ist eine geistige Behinderung. Genetische Besonderheit gefällt mir aber besser.

Oft werden Menschen mit Down-Syndrom auch indirekt entmündigt – Eltern öffnen die Briefe ihrer längst erwachsenen Kinder oder sagen mir, ich solle aufpassen, dass ihr erwachsener Sohn nicht mehr als zwei Kugeln Eis isst, wenn wir beim Redaktionstreffen

mal in einem Café sind. Menschen mit Down-Syndrom brauchen bei vielen Dingen einfach etwas länger, um sie zu verstehen. Ein Großteil ihrer Probleme wird aber durch die Umwelt konstruiert.

Wie trägt der „Ohrenkuss“ zur Selbstbestimmung der Redakteure bei?

„Ohrenkuss“ ist ein System ohne Eltern. Die Eltern verhätscheln ihre Kinder oft. Klar, viele haben einfach Sorge um ihre Kinder, fordern diese dadurch aber wenig. Die Redakteure merken hier, dass sie durch das Schreiben etwas bewirken können, das ist eine Form der Stärkung. Teilweise schreiben die Leute auch unter einem Pseudonym, wenn ihre Eltern zum Beispiel nicht wissen sollen, dass sie sich für Sex interessieren, denn das ist oft ein Tabuthema.

DOWN-SYNDROM

Bei Menschen mit Down-Syndrom ist das Chromosom 21 dreimal vorhanden – sie haben 47 statt 46 Chromosomen. Ein anderer Name für diese Form der geistigen Behinderung ist daher „Trisomie 21“. Menschen mit Down-Syndrom brauchen länger, um Dinge zu verstehen, da ihre kognitiven Fähigkeiten häufig eingeschränkt sind. Ebenso treten bei ihnen durchschnittlich öfter körperliche Krankheiten auf. In Deutschland leben schätzungsweise 50.000 Menschen mit Down-Syndrom. Theoretisch wird jedes 600. Kind weltweit mit Down-Syndrom geboren. Die tatsächliche Zahl ist jedoch geringer, da 95 Prozent der Eltern in Deutschland, die wissen, dass sie ein Kind mit Down-Syndrom bekommen werden, dieses abtreiben. Ein Redakteur von „Ohrenkuss“ schreibt: „Leute mit Down-Syndrom sind Wunsch-kinder.“



Ein selbstbestimmtes Leben zu leben – was heißt das für Sie?

Darüber entscheiden zu können, was ich will und wie ich leben will. Manche unserer Redakteure würden gerne jede Woche fünf Workshops besuchen, zu allen möglichen Themen. Sie sind wie ein Schwamm, der das Wissen nur so aufsaugt. Leider werden sie aber oft unterfordert, oder es wird fremdbestimmt, was sie können und was nicht.

Was bedeutet Inklusion für Sie?

Inklusion heißt, dass jeder ganz selbstverständlich das Recht hat, hier zu existieren. Wenn er etwas nicht kann, hilft man ihm irgendwie. Dass darüber nicht diskutiert wird, sondern dass dies einfach so klar ist.



GERMANY IS SO BARRIEREFREI

EIN SEMESTER ODER EIN PRAKTIKUM IM AUSLAND SIND FÜR VIELE EINE WICHTIGE PERSÖNLICHE ERFAHRUNG UND SPÄTER EINE BERUFLICHE QUALIFIKATION. STUDENTEN MIT EINER BEHINDERUNG MÜSSEN SICH DIESE CHANCE, IHREN HORIZONT ZU ERWEITERN, JEDOCH HART ERKÄMPFEN.



Hasan Koporan – Mit dem Blindenstock nach Schweden.

Fremde Länder, Sprachen und Kulturen sind Janine Mohrs Passion. Sie sitzt im internationalen Büro des Kölner Studentenwerks. Dort arbeitet die 23-jährige Studentin mit den blitzeblauen Augen und dem kessen Fransenhaarschnitt als Hilfskraft. Einmal im Ausland studieren oder arbeiten – davon träumte sich schon in der Grundschule. Im vergangenen Jahr machte sie deshalb vier Monate ein Praktikum an einer Sprachschule im spanischen Valencia. Um das zu erreichen, musste Janine hart kämpfen. Wegen einer angeborenen Tetraspastik sitzt sie im Rollstuhl und braucht rund um die Uhr die Hilfe einer Assistentin. Reisen muss sie akribisch planen und vor allem finanzieren können. Deshalb auf das Praktikum zu verzichten, kam für die abenteuerlustige junge Frau nicht in Frage: „Ich sehe nicht ein, hier zu bleiben, nur weil ich behindert bin“, sagt sie.

Erhöhte Transportkosten, Versicherungen und eine behindertengerechte Wohnung, in der auch eine Assistenz wohnen kann: Dafür reicht ein normales Erasmusstipendium nicht. Rund 20 000 Euro hat Janines Auslandsaufenthalt gekostet – ohne zusätzliche finanzielle Unterstützung eine Unmöglichkeit. Deshalb bewarb sich Janine bei zahlreichen Stiftungen und sozialen Trägern. Nach vielen Absagen erhielt sie schließlich ein Stipendium über 9 800 Euro vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD). Mit dem monatlichen Erasmusgeld von 350 Euro reichte es für die Reise.

Um das Geld zu bekommen, musste Janine vorausschauend planen. Schon bei der Wahl ihres Studiums achtete sie auf ein in der Studienordnung vorgeschriebenes Auslands-Semester oder -Praktikum. Das hilft beim Beantragen von Fördergeldern. Denn Geld bekommen behinderte Studenten in der Regel nur dann, wenn sie ins Ausland müssen. Einfach Lust darauf zu haben, wie jeder andere Student, reicht als Grund nicht aus. „Wenn es nicht in der Studienordnung steht, muss man sehr hartnäckig sein oder auf die Tränendrüse drücken“, sagt Janine. Die Mitleidstour ist aber nicht ihr Ding. Auslandserfahrung sammeln zu können wie andere Studenten auch, sieht sie als ihr Recht und nicht als Fall für soziale Wohltätigkeit an.

Auch Hasan Koporan aus Remagen möchte keine Extrawurst, sondern einfach nur die gleichen Chancen wie andere Studenten. Seine braunen Augen kneift er ein bisschen zusammen. Aber dass er blind ist, sieht man ihm nicht an. Der 23-jährige Sportmanagementstudent füllte monatelang ver-



Nicht locker lassen: Janine hat sich ihren Traum von einem Praktikum in Spanien hart erkämpft.

geblich Anträge aus. Der DAAD und andere soziale Träger schoben so lange die Verantwortung für ihn hin und her, bis alle Fristen abgelaufen waren. Sein Semester an der schwedischen Universität von Umeå im Winter 2010/2011 musste er schließlich durch Auslandsbafög und mit Hilfe seiner Eltern bezahlen.

Anders als Janine ist Hasan im privaten Leben weitestgehend selbstständig. Mit flinken Fingern surft er durchs Internet, während eine elektronische Stimme rasend schnell die Inhalte der Seiten vorliest – für Hasans geübtes Ohr kein Problem. Nur in der Universität braucht er Hilfe. Jemand, der ihm Materialien digitalisiert, Kopien vorliest oder Hausarbeiten formatiert. In Schweden fühlte er sich damit nicht wie ein Problemfall. Schon am Flughafen holte ihn ganz selbstverständlich ein von der Universität bezahlter Mobilitätstrainer ab. Der begleitete ihn drei Wochen lang, bis er sich alle wichtigen Wege eingeprägt hatte. Hasan sagt: „Die Uni hat das alles top organisiert. In Deutschland dauert es manchmal zwei bis drei Monate, bis man einen Assistenten bekommt.“

Die unbürokratische Art der Schweden, mit Behinderung umzugehen, imponierte ihm. Man versuche dort nicht immer nur alles auf finanzieller Ebene zu lösen, sondern frage die Betroffenen, was sie brauchen: „Schweden ist in vieler Hinsicht barrierefreier. In Deutschland bezahlt man lieber

tausende Euro für Blindenhunde, als eine akustische Ampel einzubauen, obwohl das Blinde viel eigenständiger macht“, sagt er. Janine fand Spanien zwar nicht unbedingt barrierefreier, aber dafür seien die Leute pragmatischer. Es gebe einfach nicht solche Berührungängste, sagt sie. „In Deutschland haben immer alle Panik, etwas falsch zu machen. Wenn ich in Spanien vor einer Treppe stand, hatte ich manchmal nicht mal Zeit zu erklären: ‘Einer trägt mich und zwei den Rollstuhl’ – da war ich schon oben.“ Beide, Hasan und Janine, können sich heute gut vorstellen, einmal im Ausland zu leben und zu arbeiten. „Sobald die in Spanien auch Pflege-Assistenten bezahlen, bin ich hier weg“, sagt Janine.

In die entgegengesetzte Richtung reiste Kosoke Shiozawa – von Tokio an die Universität Köln. Dass Deutschland den 22-Jährigen begeistert, ist ihm anzusehen. Er kichert fröhlich und gestikuliert mit seinen filigranen Fingern: „Germany is so barrierefrei“. Das Wort kennt er sogar auf Deutsch, obwohl er sonst lieber Englisch spricht. Die öffentlichen Verkehrsmittel haben es ihm besonders angetan: „In Köln komme ich überall mit den öffentlichen Verkehrsmitteln hin. Es gibt Aufzüge und nicht so viele Leute“, sagt er. In Tokio sei die U-Bahn so voll, dass es ihm zu gefährlich sei, damit zu fahren. Kosoke hat Glasknochen, das heißt, seine Knochen brechen leicht.



Mutter und Sohn zum ersten Mal in Ausland: Misako und Kosoke Shiozawa Paris – Bochum: Die Französin Emilie Devrainne

Der Jurastudent sitzt im Rollstuhl und ist am ganzen Körper bandagiert. Das soll seine fragilen Knochen schützen. Weil er seine Bandagen aber nicht alleine anziehen kann und auch sonst Pflege benötigt, hat ihn seine Mutter Misako nach Köln begleitet. Auch für die 53-Jährige ist das Ganze ein Abenteuer. Mit ihren paar Brocken Deutsch und Englisch kann sie sich kaum verständigen, aber sie lächelt freundlich und lässt ihren Sohn aus dem Japanischen übersetzen: „Ich liebe Deutschland. Schon alleine, weil Kosoke hier glücklich ist. Aber auch ich kann hier viele neue Erfahrungen machen.“ Genau wie ihr Sohn ist Misako zum ersten Mal im Ausland. Das Jahr in Deutschland muss die Familie komplett privat finanzieren. Hilfe vom Staat oder öffentlichen Trägern gibt es in Japan nicht.

Deutschland-Fan ist auch die 21-jährige Emilie Devrainne, die wegen einer genetischen Muskelkrankheit auf einen Rollstuhl und ständige Betreuung angewiesen ist. Emilie ist Austauschstudentin aus Paris. Die Bochumer Uni, die architektonisch einem gigantischen Parkhaus gleicht, findet sie zwar nicht besonders schön. Aber die Hauptsache für sie ist, leicht überall hinzukommen: „Hier frage ich mich nie, wenn ich irgendwo hingehen möchte, ob ich kann oder nicht. Ich gehe einfach. In Frankreich wäre das nicht möglich“, sagte sie. Aber auch die Französin stieß bei der Planung ihrer Reise auf Schwierigkeiten. Unter anderem musste sie genau herausfinden, welche Kosten in Deutschland anfallen würden. „Ich musste zum Beispiel wissen, wie viel ein Pflegebett, die Physiotherapie oder eine Assistenz kosten würden. Wie kann man das wissen, bevor man in dem Land ankommt?“, fragt sie.

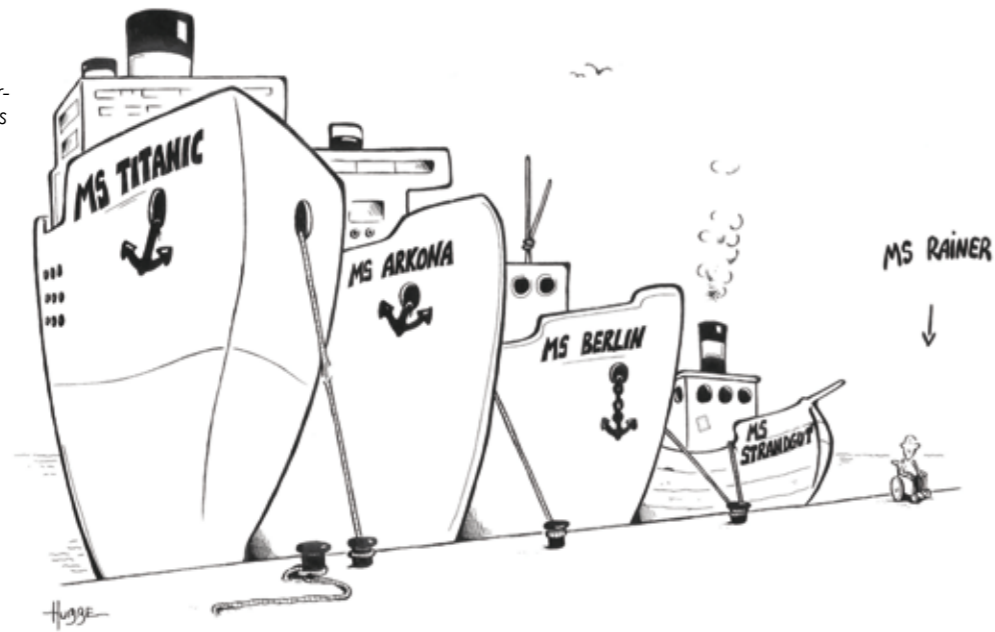
Genau bei diesem Informationsdefizit will Janine ansetzen. Als Teil ihres Jobs beim Studentenwerk Köln pflegt sie eine Website (www.kstw.de), auf der

sich Studenten mit Behinderung austauschen und vor allem wichtige Tipps für ein Auslandssemester finden können. Ihre Chefin Ruth Schamlott unterstützt sie dabei. Schamlott weiß, wie wichtig Auslandserfahrung gerade für Menschen mit Behinderung ist: „Es heißt bei Stellenausschreibungen oft ‘Behinderte werden bei gleicher Qualifikation bevorzugt’, aber die gleiche Qualifikation können sie ohne Auslandserfahrung ja oft gar nicht erreichen.“ Um das zu verbessern, müsse sich politisch auf EU-Ebene etwas ändern, fordert sie. Würde sich eine übergeordnete Institution um den Austausch kümmern, gäbe es auch weniger Finanzierungsprobleme, sagt Schamlott: „Jedes Land würde dann Behinderte losschicken und empfangen. Die Kosten würden sich gegenseitig aufheben. Das wäre viel weniger Aufwand für den Staat und für die Studierenden.“

Schamlott sieht das Problem darin, dass sich momentan keine Stelle zuständig fühlt. Dadurch sei ein Auslandssemester vom guten Willen einzelner Beamten abhängig. Einen solch großen Aufwand könnten aber viele Studenten nicht leisten. Sie gäben entmutigt auf, erzählt Janine. Sie glaubt, dass durch diese Hürden behinderten Studenten einmal mehr die Chance genommen wird, später einen guten Job zu finden und eigenständig zu leben: „Nicht jeder kann so kämpfen wie ich“, sagt sie. Dafür, dass der Kampf bald keiner mehr ist, setzt sich Janine mit ihrer Website ein. Sie versucht gemeinsam mit ihrer Chefin eine volle Stelle beim Studentenwerk einzurichten, die sich nur um diesen Bereich kümmert. Damit will Janine keine Bevorzugung, sondern Gleichbehandlung erreichen. Für sie ist klar: „Ein Auslandssemester wird immer viel Organisation bedeuten. Aber es sollte für Behinderte nicht mehr Aufwand sein als für Nicht-Behinderte.“



Phil Hubbe zeichnet seit elf Jahren Behindertencartoons. Besonders beliebt sind sie bei den Betroffenen selbst.



„DA TRAUT SICH KEINER RAN“

PHIL HUBBE ERHIELT MIT 22 JAHREN DIE DIAGNOSE: MULTIPLE SKLEROSE. ER HAT EINE GANZ EIGENE ART, MIT DEM THEMA UMZUGEHEN: ER ZEICHNET BEHINDERTEN-CARTOONS. DER 44-JÄHRIGE, DER MIT SEINER FRAU IN MAGDEBURG LEBT UND EINE TOCHTER HAT, KENNT DA KEINE FESTEN GRENZEN.

Sie zeichnen über viele Arten von Behinderung. Wie kommen Sie denn auf all die Ideen?

Anfangen hat das mit den Behinderten-Cartoons mit meiner eigenen Krankheit: Multiple Sklerose. Dazu habe ich die ersten Witze gemacht. Peu à peu kamen dann noch andere Sachen dazu, zum Beispiel das Thema mit dem Rollstuhl, weil man so am besten eine Behinderung darstellen kann. Oder auch Blindenwitze. Mit der Zeit meldeten sich dann weitere Behinderte – und sogar die ersten, die sich beschwert haben, dass es keinen Cartoon über sie gibt: Taubstumme und Gehörlose. Ein besseres Kompliment kann man eigentlich nicht kriegen.

Haben Sie in Ihrer Familie schon immer Witze gemacht – oder ist dies erst mit der Zeit entstanden?

Witze haben wir nicht direkt erzählt, aber mein Humor ist ähnlich wie der meines Vaters. Ich bin Fan von Monty Python und habe einen britischen Humor.

War es sehr schwierig, sich als Karikaturist durchzusetzen?

Ich bin seit 1992 beruflich als Cartoonist tätig. Anfangs war es schon relativ schwer sich durchzusetzen, da die Konkurrenz groß ist, wenn man für Tageszeitungen und Werbeagenturen zeichnet. Die Sache mit den Behindertencartoons ist eine andere Schiene, die mache ich erst seit 2000. Dass die Resonanz jetzt so gut ist, gerade bei den Betroffenen, hat mich selbst überrascht. Und bei dieser Thematik ist die Konkurrenz natürlich nicht so groß. Da traut sich keiner so recht ran. Jeder hat vielleicht einen Behindertenzwitz – aber bei Behindertencartoons bin ich schon derjenige, der angesprochen wird.



Haben Sie einen Bonus, weil Sie selbst Multiple Sklerose haben?

Für viele ist das wichtig. Für mich selber eigentlich nicht. Wenn bloß Behinderte dies machen dürfen, ist das ja wieder eine Art der Ausgrenzung, die man eigentlich vermeiden möchte. Aber letztendlich ist es schon glaubhafter, wenn das einer zeichnet, der Erfahrung hat. Es gibt viele, die dann sagen: „Du darfst das, du bist selbst betroffen.“

Ihre Karikaturen empfinden manche als Provokation. Wann ist für Sie die Grenze erreicht?

Eine feste Grenze gibt es für mich nicht direkt. Das ist subjektiv. Was zu flach, zu billig ist, das würde ich nicht machen. Aber zu sagen, da ist der Schlussstrich – aus und vorbei –, das verschiebt sich immer. Wenn es mir mal schlechter geht und ich ein paar Einschränkungen habe oder vielleicht nicht gut drauf bin, ist mein Humor ein bisschen schwärzer, als wenn es mir sehr gut geht. Ansonsten ist es Geschmackssache, wo die eigene Grenze liegt. Dabei zitiere ich gerne Tucholsky: „Satire darf alles!“

Gibt es ein Thema, über das Sie nicht zeichnen würden?

Ein Thema, wo ich rigoros sagen würde: „Auf keinen Fall“, kann ich nicht so benennen. Aber beim Holocaust wüsste ich keinen Cartoon, keinen Witz.

Das Thema Behinderung wird in unserer Gesellschaft eher aus ernster Sicht betrachtet. Witze sind verpönt. Was würden Sie im Umgang mit Menschen mit Behinderung empfehlen?

Man muss versuchen, den Kontakt aufzunehmen, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Das ist gerade bei Kindern schön. Die haben keine Hemmungen, die rennen einfach drauf los und fragen: „Was ist los mit dir?“ Die gehen ganz unbefangen damit um. Erwachsene sagen da immer: „Geh lieber weg“. Ich merke das auch, wenn Betroffene und Nicht-Betroffene zusammen kommen und gemeinsam vor einem Cartoon stehen. Der Rolli-Fahrer lacht sich kaputt, und der andere daneben weiß nicht, ob er lachen darf oder nicht. Aber wenn „die“ lachen, dann darf ich auch lachen. Und sie kommen dabei auch ins Gespräch. Also einfach versuchen, sich so normal wie möglich zu geben.

Welcher ist Ihr liebster Cartoon?

MS Rainer – mit den Schiffen. Es ist einer der ersten gewesen. Als ich den damals veröffentlicht habe, hatte ich noch gar keine Homepage, aber die Zeichnung war schon im Internet unterwegs. Es rief dann einer bei mir an, ob ich denn MS Rainer bin. Das war dann auch der Auslöser für die anderen kleinen Geschichten, die auf meiner Homepage zu sehen sind. Diese MS-Rainer-Geschichten, die ich ein bisschen aus meinem eigenen Leben reingebracht habe – aus meiner eigenen Krankheit.

Gibt es etwas, das Sie nicht leiden können?

Dass viele sagen: Das darfst du nicht, das gehört sich nicht. Leute, die mir vorschreiben wollen, was ich zu machen habe und was nicht. Die nicht wissen, worum es geht, sich aber hinstellen als moralisches Gewissen.





Ein starkes Team: Die Mitbewohner der Brücke-Krücke-WG.

OB DAS GUT GEHT?

BEHINDERTE UND NICHT-BEHINDERTE LEBEN ZUSAMMEN IN EINER WOHNGEMEINSCHAFT. GEBEN DIE EINEN NICHT ZU VIEL UND DIE ANDEREN ZU WENIG?

Marek stellt den Feuerlöscher in die Tür. Jetzt steht sie offen und Moritz kann mit seinem Rollstuhl bequem über den Flur nach vorne in die Küche fahren. Moritz braucht zwar nicht oft jemanden, der ihm hilft. Aber ab und zu ist es gut, wenn einer Hand anlegt.

Moritz und Marek wohnen gemeinsam in einer ungewöhnlichen, vermutlich einzigartigen Wohngemeinschaft. Sie besteht momentan aus neun Leuten, davon sind vier behindert. Trotzdem gibt es keine professionelle Betreuung. Das kann gut gehen. Vielleicht sogar so gut, dass alle davon profitieren.

Moritz ist seit vier Jahren halbseitig gelähmt. Bei einem Snowboardunfall erlitt er ein Schädel-Hirn-Trauma. Mühsam kämpfte sich der 22-Jährige zurück ins Leben. Er steht kurz vor seinen Abiturprüfungen. Mit den langen dunkelblonden Haaren und den strahlend blauen Augen fällt er sofort auf. Besonders wenn er lacht, sprühen seine Augen vor Lebensfreude.

Gleich neben Moritz' Zimmer befindet sich das von Marek, am Ende des Flures. Er mag sein Zuhause, das er sich mit seinen zwei Katzen teilt. Der gelernte Dachdecker ist ein Kumpeltyp, hat immer einen flotten Spruch auf den Lippen. Gleichzeitig ist der 35-Jährige sensibel und hat ein Gespür für die Menschen, mit denen er zusammenlebt.

Die Idee einer Wohngemeinschaft, die sich später Brücke-Krücke-WG nennt, entstand aus gemeinsamen Ferienfahrten, die Behinderte und Nicht-Behinderte seit 1981 jährlich unternehmen. Damals beschloss der katholische Jugendseelsorger der Stadt Bonn, einen Urlaub für Behinderte zu organisieren. Anstelle von professionellen Betreuern lud er Jugendliche aus evangelischen und katholischen Jugendgruppen ein mitzufahren. Daraus entwickelten sich feste Freundschaften und schließlich der Wunsch, eine gemeinsame Wohnung zu mieten.

Eigentlich eine ganz normale Idee, wenn Freunde beschließen, eine WG zu gründen.

Trotzdem gab es große Befürchtungen, dass diese Wohnidee nicht klappen könnte. Denn schließlich gibt es kein Fachpersonal und auch keinen, der rund um die Uhr da ist. Ein Einzug ist möglich, wenn man sich selbst versorgen kann, und nur ab und zu Hilfe anderer braucht. Dafür gibt es nicht-behinderte Mitbewohner, die bereit sind zu helfen. Entgegen aller Vorurteile existiert die Brücke-Krücke-WG seit 20 Jahren. Viele sind seither ein- und ausgezogen.

Marek ist vor drei Jahren eingezogen. Über Freunde ist er in die WG gekommen. Die Leute und die freundschaftliche Atmosphäre haben ihm so gut gefallen, dass er unbedingt in der WG leben wollte. Wie in anderen WGs auch, musste er sich erstmal den Mitbewohnern vorstellen. Die fanden den schlanken, humorvollen Dachdecker sympathisch. Heute sind sie seine Freunde, durch die sich sein Leben leise und doch merklich ändert.

Moritz wollte schon immer in einer großen und chaotischen WG wohnen. Trotzdem ist ihm der Auszug von zu Hause schwer gefallen. Das war vor zwei Jahren. Heute findet er es einfach herrlich, dass er alleine, ohne seine Eltern, zurechtkommt. Weil auch seine Stimmbänder gelähmt waren, musste er lernen, sie wieder zu benutzen. Deshalb klingt seine Stimme nicht wie früher. Oft wird er deswegen nicht ernst genommen. Bestellt er ein Bier in einer Bar, fragt der Kellner seinen Kumpel schon mal, ob er das überhaupt trinken darf. Das ist Moritz in der WG noch nie passiert. Hier wissen die Leute, dass er trotz anderer Stimme ein junger Mann ist, wie jeder andere auch. Deshalb traut er sich auch mehr und erzählt munter drauf los.

Zusammen mit Marek sitzt er auf der roten Couch in seinem Zimmer. Einige Kisten stehen noch unausgepackt herum, weil die WG erst vor einer Woche umgezogen ist. Das Haus, in dem sie vorher gewohnt haben, ist baufällig geworden. Marek hat Moritz angeboten, beim Auspacken zu helfen, doch der will das selber machen. Seinen hochmodernen Kaffeeautomaten neu befüllen und das alte Pulver entsorgen kann er alleine nicht so gut. Deshalb erledigt Marek das und trinkt hinterher mit Moritz zusammen eine Tasse Kaffee. Eine Hand wäscht die andere. Keine Zweck-WG also, wo die Türen geschlossen sind und jeder sein eigenes Ding macht.

Hilfsbereitschaft gegen eine Tasse Kaffee? Auf den ersten Blick schon. Und doch ist es viel mehr. Die Mitbewohner sind Freunde. Freunde helfen sich gegenseitig. Sie halfen zum Beispiel Marek, der nicht behindert ist, eine neue berufliche Richtung einzuschlagen. Er hat seinen Beruf an den Nagel gehängt. Das raue Klima auf dem Bau und die Unachtsamkeit des Chefs gegenüber seinen Mitarbeitern gefielen dem 35-Jährigen immer weniger. Durch die WG wurde ihm klar, was ihm wirklich wichtig ist: der Kontakt zu Menschen. Deshalb möchte er noch in diesem Jahr eine Ausbildung zum Krankenpfleger oder Erzieher anfangen.



Dem einen gehört er, der andere bedient ihn: Marek Plisch und Moritz Klein trinken gern zusammen Kaffee aus einem hochmodernen Automaten.

Aus dem gleichnamigen Verein ist die Brücke-Krücke-Wohngemeinschaft entstanden. Dieser hat rund 200 Mitglieder. Auch hier ergibt sich ein ähnliches Bild. Behinderte und Nicht-Behinderte frühstücken zusammen, veranstalten Spieleabende oder fahren gemeinsam über das Wochenende weg. Da gibt es keine Hindernisse, nur Herausforderungen. Ab und zu steigt eine WG-Party, zu der alle gerne kommen. Daraus ergibt sich dann bei dem einen oder anderen der Wunsch, auch in die WG zu ziehen.



Durch die offene Tür, vorbei am Feuerlöscher geht's nach vorne ins Wohn- und Esszimmer. Alle WG-Bewohner sind im Laufe des Abends eingetrudelt. Noch ist es draußen warm. „Haben wir schon einen Grill?“, fragt einer. Irgendwo zwischen den Kisten steht er. Eine andere Gruppe hat sich zum gemeinsamen Brettspiel im Wohnzimmer zusammengefunden. Gestern haben sie damit angefangen, heute geht es weiter. Neuer Tag, neues Glück.

Glück, das empfinden die Leute, die in der Brücke-Krücke-WG leben. Glück hat auch der, den sich die Leute der Brücke-Krücke-WG für das letzte freie Zimmer aussuchen. Schließlich fehlt in einer ungewöhnlich, vermutlich einzigartigen WG immer noch ein Mitbewohner.



Bildquelle:
„Ich weiß, was ich tu“,
Deutsche AIDS-Hilfe



SEX AUF RÄDERN

MENSCHEN MIT BEHINDERUNG WOLLEN UND KÖNNEN SEX HABEN. EINE SEXUALBERATERIN UND EIN HOMOSEXUELLER MIT BEHINDERUNG KÄMPFEN DAFÜR, DASS DAS AUCH IN DEN KÖPFEN ANKOMMT.

Patrizia Kubanek lenkt ihren elektrischen Rollstuhl zum Spiegel. Sie stützt ihren Arm auf den Tisch und trägt ein wenig roten Lippenstift auf, ganz dezent, danach den moosgrünen Lidschatten – passend zum Pullover und zu ihrer Augenfarbe. Jetzt ist sie bereit fürs Foto. Sie dreht ihren Rollstuhl zur Kamera und lächelt.

Patrizia berichtet gern von den Erfolgen ihrer Beratung. Von Menschen, die ihren Körper besser kennenlernen. Die wieder Spaß am Sex haben. Die überhaupt erst ihre Sexualität entdecken. Patrizia ist Sexualberaterin, insbesondere für Menschen mit Behinderung. „Lustvoll behindert“ heißt ihre Beratung. Erst kürzlich hat sie einem Ehepaar – die Frau nicht behindert, der Mann querschnittsgelähmt – in drei Sitzungen geholfen, ihre Probleme zu lösen. Die Hausaufgabe, zuerst zwei Wochen lang die Finger voneinander zu lassen und danach zwei Wochen lang jeden Tag miteinander zu schlafen, hat ausgereicht. Patrizia sitzt selbst wegen einer fortschreitenden Muskel-

schwäche im Rollstuhl. „Das ist praktisch. So kann ich mich in die meisten, die ich berate, hineinversetzen.“ Ein breiter Gurt um den Bauch hilft ihr, aufrecht zu sitzen.

Die heute 31-Jährige merkte vor zehn Jahren, dass keine ihrer behinderten Freundinnen ihre Sexualität so auslebte, wie sie es tat. Keine wechselnden Jungs, Sex als Tabu. Und das nicht nur in Patrizias Freundeskreis. „Behinderte werden immer noch als asexuell wahrgenommen“, sagt

sie. Ihre Stimme bleibt dabei leise und bestimmt, ihre Art zu sprechen beruhigt. Das Wichtigste sei, sich bewusst zu machen, dass Behinderte Sex haben können und wollen.

Experten sind sich einig: Immer noch sehen viele Eltern und Betreuer in Heimen und Einrichtungen nur einen Weg, mit der Sexualität von Menschen mit Behinderung umzugehen: schweigen und hoffen, dass das Thema gar nicht erst aufkommt. Dadurch wird es erst recht zum Problem. Wer kein Gefühl für den eigenen Körper und kein Bewusstsein für Sexualität entwickelt, wird unsicher. Bedürfnisse können nicht befriedigt, Triebe nicht kontrolliert werden, sexuelle Übergriffe werden nicht als solche erkannt. Wer keine liebevolle, erotische Berührung kennt, kann sie nicht von einer groben, gewalttätigen unterscheiden.

Deshalb berät Patrizia auch Eltern, die unsicher sind, wie sie mit der Sexualität ihres behinderten Kindes umgehen können. Eine Jugendliche begann beim Windelwechseln, ihren eigenen Körper zu ertasten. Ihr Mutter wusste nicht, wie sie reagieren sollte: zulassen – oder besser schnell wieder die Windelanziehen? Patrizias Rat: das Mädchen in einem warmen Raum nackt alleine lassen, damit sie ihren Körper fühlend erkunden kann.

Arbeitsmarkt, Bildung – das sind Bereiche, in denen die Inklusion Fortschritte macht. „Aber beim Zwischenmenschlichen, da fehlt noch viel. Ohne Gleichstellung in diesem Bereich kannst du die Inklusion in die Tonne kloppen“, sagt Patrizia. Deshalb ließ sie sich am Institut zur Selbst-Bestimmung Behinderter in Trebel als Sexualberaterin ausbilden.

„FÜR MICH WAR KLAR, DASS MICH KEINER HABEN WOLLTE.“ Corrie Peters

Im Gegensatz zu vielen anderen Menschen mit Behinderung geht Corrie Peters ganz offen mit seiner Sexualität um. Er engagiert sich bei queerhandicap und RAR – Richtig am Rand, zwei Vereinen für Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender mit Behinderung. „Seit der Pubertät weiß ich, dass ich auf Männer steh, aber richtig stehen konnte ich damals dazu noch nicht, weil mein Vater Schwule nicht korrekt fand“, sagt der 47-Jährige. Corrie ist wegen einer Sprachbehinderung schwer zu verstehen. Er bemüht sich, langsam und deutlich zu sprechen und stößt jeden Laut einzeln hervor. Manchmal hilft sein Assistent und übersetzt. Mittlerweile ist Corrie zufrieden mit seinem Sexualleben. Lange Zeit hatte er nicht geglaubt, dass es jemals dazu kommen würde. „Für mich war klar, dass mich keiner haben wollte. Ich will ja auch keinen Behinderten im Bett.“

Corrie ist spastisch gelähmt und sitzt im Rollstuhl, ein Fehler des Arztes bei der Geburt hat dazu geführt. Wenn er sich konzentriert, kann er seinen Rumpf etwas anheben, um seinen Rücken kurz zu entlasten. Er beugt sich nach vorne und nimmt durch den Strohhalm einen Schluck aus dem Glas, das ihm sein Assistent auf den Tisch gestellt hat. „Ich kann nichts alleine, außer denken und mit einem Mundstock am PC arbeiten“, sagt er. Das Internet war es, das Corrie alles, was er heute ins öffentliche Bewusstsein bringen will, überhaupt erst in sein eigenes gebracht hat. „Beim Surfen und Chatten in den Internetforen habe ich bemerkt, dass ich auch als Behinderter Sex finden kann.“

Jeder Mensch hat ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung. Schwierig wird es aber, wenn unklar ist, ob der Wunsch nach Sexualität überhaupt geäußert werden kann. Auch Patrizia Kubanek muss sich vor den Beratungen fragen, welche kognitiven Fähigkeiten sie von ihrem Gegenüber erwarten darf. Manchmal kann sie sich bei ihrer Beratung nur auf Verhalten und Gefühlsregungen der Betroffenen stützen. Das alles muss sie dann beobachten und interpretieren.

Patrizia lehnt ihren Kopf an die Stütze des Rollstuhls. Ihre Mimik ist außergewöhnlich bewegt und kraftvoll.





„WENN ICH ANDERS AUFTRETE,
WERDE ICH AUCH ANDERS
WAHRGENOMMEN“ Patrizia Kubanek

Hält sie etwas für wichtig, werden ihre Augen größer. Ärgert sie sich, legt sie ihre Stirn in Falten und zieht die Augenbrauen zusammen. Zum Beispiel, wenn sie über die Gesetzeslage bezüglich der Sozialhilfeleistungen in Deutschland spricht. „Gesetz und Politik erschweren es sehr, dass Behinderte und Nicht-Behinderte zusammen sein können. Dabei werden in anderen Bereichen ständig neue Gesetze zur Inklusion geschaffen.“ Oft wollen Menschen mit Behinderung nicht offen zu ihrer Beziehung stehen, weil sie fürchten, dass der Partner einen großen Teil seines Einkommens für die Assistenz abgeben oder gar selbst die Pflege übernehmen muss.

Vom Partner gepflegt zu werden, kann Patrizia sich nicht vorstellen. „Man muss nach einem Streit doch auch mal Türen knallen und abhauen können“, sagt sie. Nicht nur die Abhängigkeit, die durch die Pflege entsteht, auch die Pflege selbst werde schnell zum Problem: „Schatz, wisch mir mal den Hintern ab und küss mich!“ Was das für die Beziehung bedeuten würde, ist nicht auszudenken.“

Die Probleme beginnen oft schon einen Schritt früher – nicht erst beim Zusammenziehen, sondern bereits bei der Partnersuche. Seinen ersten Freund hat Corrie im Internet kennengelernt. „Ich bin da sehr offensiv rangegangen und hab eine Anzeige aufgegeben. Mit Foto, um Enttäuschungen zu vermeiden – auf beiden Seiten.“ Im Internet stieß Corrie auch auf Unverständnis: „Im Chat kam es früher oft vor, dass Männer sich nicht vorstellen konnten, wie ich glücklich leben kann, obwohl ich mir keinen runterholen kann.“

Patrizia Kubanek hat in der Beratung die Erfahrung gemacht, dass es oft gar nicht um Sex geht. Eine junge Frau mit Lernbehinderung wollte unbedingt einen Freund – um auch endlich mal jemanden zu küssen. Im Gespräch fand Patrizia heraus, dass es vor allem um die Wertschätzung ging, die damit verbunden ist. „Wenn jemand wirklich nur Sex möchte, gibt es die Möglichkeit der Sexualbegleitung“, sagt Patrizia. Sexualbegleiter – überwiegend Frauen, aber auch Männer – werden zum Beispiel vom selben Institut vermittelt,



an dem Patrizia ausgebildet wurde. Sie selbst berät nur. Bei der Sexualbegleitung geht es um ein erotisches Erlebnis gegen Bezahlung – möglicherweise, aber nicht zwingend bis zum Geschlechtsverkehr. Manchmal brauche das Selbstbewusstsein eben einen Schub, den zum Beispiel auch die Sexualbegleitung geben könne.

Bei Workshops versucht Patrizia, die teilnehmenden Frauen dazu zu bringen, erotische Fotos von sich schießen zu lassen. Das gibt Selbstbewusstsein. Wenn eine behinderte Frau sich traue zu flirten, finde sie auch schnell einen Partner, sagt Patrizia. Zumindest nicht einfacher oder schwerer als eine nicht-behinderte Frau. Patrizia möchte mit ihrem eigenen Auftreten Vorbild sein. „Es ist wichtig, die Gesellschaft zu verändern“, sagt sie. „Und das können nur die Behinderten selbst. Wenn ich anders auftrete, werde ich auch anders wahrgenommen.“ Dabei geht es nicht nur ums Aussehen – aber ein bisschen eben doch. Deshalb trägt Patrizia manchmal etwas mehr Lippenstift auf.

RehaTreff
DAS MAGAZIN



www.rehatreff.de

Was bedeutet es eigentlich, „behindert“ zu sein? Sind Menschen mit einem Handicap „anders“ als andere? Wie ist das, im Rollstuhl in einer fremden Stadt unterwegs zu sein? Sind Handbikes Therapiegeräte oder Rennmaschinen? Wie fährt man ohne Beine Auto? Kann man als Rollstuhlfahrer um die Welt reisen? Können Querschnittgelähmte Eltern werden? Was heißt hier Inklusion?

Fragen über Fragen – Wir suchen Sie als Autor/in

Ihr Ansprechpartner ist Chefredakteur Werner Schneider.
AWS Medienverlag GmbH, Goethestr. 12 a, 76275 Ettlingen.
E-Mail: info@rehatreff.de, Tel. 07243 9455-0.



Stärke zeigen

RehaTreff zeigt Lösungen und macht Mut

Johann Mayrhofer, ATHEN 2004 Paralympics
Foto: Werner Schneider



EIN TRAUM MIT HALBEN ÄPFELN

DIE ARBEIT IN DER OBSTFABRIK KÖNNTE ENDLICH SEMA GÜRBEYS ERSTER JOB WERDEN. DAMIT GEHT ES IHR BESSER ALS DEN MEISTEN MENSCHEN MIT LERNBEHINDERUNG.

Dort könnte es sein. Es könnten ihre Hände sein in diesen Handschuhen, die den geschälten halben Apfel vom Förderband fangen. Hat er eine braune Stelle? Die würde sie rausmachen. Dann den Apfel zurücklegen. Sie trüge eine blaue Schürze, und es wäre ihr erster Job nach zehn Jahren mit Hartz IV.

Sema Gürbey steht in einer Küche der Caritas, das weite weiße T-Shirt an den Hüften in die rote Kochschürze gestopft. Sie ist neunundzwanzig Jahre alt und lernbehindert. Nächste Woche endet ihr Ein-Euro-Job hier, dann wird ihr Traum zur Wirklichkeit, zunächst nur als Praktikum. In einer Obstfabrik wird sie für zwei Wochen auf Probe arbeiten. Wenn sie sich bewährt, bekommt sie dort einen festen Job. Sie könnten zu ihr sagen „Sema, du arbeitest gut, hier ist der Vertrag“, hofft sie, dann wäre sogar ihr Bruder stolz auf sie – und ihre Eltern sowieso.

Wenn sie erzählt, wie sie die Arbeit machen wird – Apfel kommt, nachgucken, ok!, in den Wagen legen –, dann ist sie in Gedanken schon dort. Sie

dreht sich nach links und fängt mit beiden Händen den halben Apfel aus der Luft, schaut ihn an und wirft ihn nach rechts und lächelt. So wird das sein.

Hinter ihr wabert zäh der Dampf von Bratfett und ein paar Kilo Wildfleisch in den Abzug. Sie arbeitet in der KostBar in Bonn, einem Bistro der Caritas. Sie schneidet Karotten, Fleisch und Kräuter und putzt und spült, sechs Stunden am Tag. In dem halben Jahr, in dem sie hier ist, hat sie nicht einmal gefehlt.

Aber das ist nicht nur die Geschichte von Sema. Es ist die Geschichte eines täglichen, wiederkehrenden und andauernden Scheiterns dessen, was wir Sozialsystem nennen. Es mag im Großen funktionieren, es ist aber blind im Angesicht von Menschen, denen Lernen schwer fällt. Die Lernbehinderung ist ein Grenzfall der Sozialgesetzbücher, es ist nicht immer als Behinderung anerkannt. Deswegen ist es schwer, solche Chancen für Menschen mit Lernbehinderung zu finanzieren. Eine Lücke im System.



„Würfel oder klein?“ Die Köchin Ulla Lull-Sondermann erklärt Sema, wie sie das Fleisch schneiden soll.

Lernbehindert ist, wer die Schule nicht packt, wer Probleme mit Lesen, Schreiben und Rechnen hat und sich dazu generell ein bisschen komisch gebärdet. „Drei Euro neunzig“, wie viel Rückgeld gibt man dann bei einem Zehn-Euro-Schein? Wer lernbehindert ist, kann sowas nicht wissen. Wer lernbehindert ist, kann in der zehnten Klasse, am Ende der Schulzeit, Lesen und Schreiben wie ein mittelmäßiger Grundschüler.

Früher – als neben den Fließbändern keine Steuerungsgeräte standen und Hausmeister keine Elektriker sein mussten – da gab es Jobs, in denen man trotzdem arbeiten konnte. Lesen, Schreiben, Rechnen brauchte man dort nicht. Diese Jobs gibt es jetzt in Asien, aber nicht mehr hier. Wie soll jemand, der diesen Text hier nicht mal lesen, geschweige denn verstehen kann, einen Computer bedienen?

Mehr als jeder zweite, der die Schule ohne Abschluss verlässt, ist lernbehindert. Diese Menschen wursteln sich durch Berufsförderung, Ein-Euro-Jobs und Qualifikationen. Was aus ihnen wird, weiß niemand, es gibt dazu keine umfassenden Daten. Eine Studentin hat im Jahr 2010 einmal untersucht, was aus den Abgängern aller Förderschulen in Gelsenkirchen nach drei Monaten geworden ist. Nicht einer hatte einen Job.

So ging es auch Sema, als sie vor fast zwölf Jahren ohne Abschluss die Sonderschule beendete. Danach ging sie ein Jahr zur Berufsvorbereitung, ein Jahr zur Jugendwerkstatt, machte ein Praktikum in einem Drogeriegeschäft, in einer Apotheke und dann noch bei MiniMal. Es folgte ein Ein-Euro-

Job zusammen mit vielen Leuten, die gerade von Drogen runter waren. Dann einer im Altersheim, sie sortierte Essen in Wagen. Auch dort erschien sie zuverlässig zur Arbeit. Das ist etwas Besonderes. Normal ist, dass mehr als die Hälfte der Arbeitslosen nach der ersten Woche nicht mehr bei der Ein-Euro-Arbeitsstelle erscheinen.

Ein-Euro-Jobs enden spätestens nach einem Jahr, es geht nur darum, dass Arbeitslose nicht komplett vergessen, was Arbeit ist und dann bald wieder Arbeit finden. Das war die Idee. In Deutschland aber sind 14 Prozent der 15- bis 25-Jährigen arbeitslos, darauf ist das System nicht vorbereitet. Wer vorher noch nie angestellt war, für den geht es nach dem Ein-Euro-Job zurück in die Arbeitslosigkeit und irgendwann zur nächsten „Maßnahme“, wie es in dieser Branche heißt. Die Mehrheit kommt nie auf den regulären Arbeitsmarkt. Im Altersheim aber gab man Sema nach dem einem Jahr einen Vertrag, weil sie fleißig war und sich bemühte. Dann kam im August die Kündigung mit der Post. „Das fand ich nicht o.k.“, sagt sie, weil sie weiß, dass sie fleißig war und sich bemühte.

Wenn Sema sich aufregt, spricht sie schnell, so schnell, dass sie beginnt, Wörter wegzulassen. Sie macht Bewegungen, die erzählen, was sie denkt. „Briefkasten!“, ruft sie und rupft mit offenem Mund einen Brief aus dem unsichtbaren Briefkasten vor ihr, „ich war schockiert, richtig schockiert. Hätte man mir auch sagen können!“. Sie ist nochmal hin gegangen, wollte, dass man ihr die Kündigung erklärt. Sie „müsse das lernen“, sagte man ihr. Lernbehinderte



In der Küche der KostBar hat sich Sema eingefunden. Das Abschmecken macht normalerweise aber die Köchin.

können nicht alles lernen und vor allem nicht so schnell. Da lässt sich kaum etwas dran ändern.

Wahrscheinlich hat sie beim Einsortieren der Essen in die Wagen Fehler gemacht. „Manchmal hab ich Angst zu fragen“, sagt sie, „oder wenn was auf den Boden fällt, hab ich Angst, dass ich Ärger kriege.“ Lernbehinderte haben ein Problem mit Kommunikation, sie können nicht alles sagen oder fragen. Das aber könnten und sollten sie lernen, dafür war Sema in der KostBar.

Welche Chancen haben Menschen wie Sema? Sie können zu viel für die Behinderten-Werkstatt, aber zu wenig für den echten Arbeitsmarkt, sagt Johannes Mand, Professor für Heilpädagogik an der evangelischen Fachhochschule Rheinland. Um aus dem Kreislauf von Ein-Euro-Jobs, Praktika und Arbeitslosigkeit auszubrechen, gebe es zwei Möglichkeiten: Entweder sie bekommen einen Arbeitsassistenten, der sie betreut, oder sie finden eine Stelle in einem Integrationsbetrieb. Das sind Firmen, die nicht nur auf Gewinne zielen, sondern in denen Menschen mit Behinderung jeden zweiten oder dritten Arbeitsplatz ausfüllen. Solche besonderen, geschützten Arbeitsplätze kosten Geld.

Hätte Sema keinen Schwerbehinderten-Ausweis, hätte sie sich nicht bei der Obstfabrik bewerben können. Denn die Arbeitsstelle dort ist solch ein geschützter Arbeitsplatz und die Fabrik ein Integrationsbetrieb. Der Ausweis hat ihr während der vergangenen zehn Jahre schon eine Ergotherapie ermöglicht, weil die Motorik ihrer Hände so schlecht war, und eine Therapie bei einem Logopäden, weil sie Wörter und

Silben vor Aufregung verschluckt. „Außerdem hat der Ausweis mein Leben gerettet“, sagt sie.

Sema dreht sich zu den Wildfleischwürfeln um, die sie in einer Art Wanne anbrät. Unter konzentriertem Blick fährt sie mit etwas, das aussieht wie eine Maurerspachtel, durch die dunkelroten Stücke im blubbernden Fett. „Braten hab ich hier gelernt“, sagt sie, „hab ich gefragt und erklärt. Dann hab ich das gemacht und dann kann ich das“. Früher habe sie „nix“ behalten können, jetzt gehe es besser. Sie ruft zu ihrer Chefin rüber „stimmt's Frau Lull, das habe ich hier gelernt!“.

Es ist Nachmittag. In der Küche arbeiten noch Frau Lull, die Chefin, eine andere türkische Frau und Sema. Die Chefin spült Schüsseln und Schneidbretter, die andere türkische Frau desinfiziert die Arbeitsflächen, und Sema brät, wie sie es gelernt hat. Die anderen Ein-Euro-Jobber sind schon nach Hause gegangen, sie kämen mit sechs Stunden Arbeit am Tag nicht klar.

Zwei Mal in der Woche hilft Sema beim Verkauf der Suppen aus dieser Küche im Mobil der KostBar auf dem Bonner Wochenmarkt. Das gefällt ihr, weil die Kunden nett sind, lächeln und „Danke“ sagen, wenn Sema ihnen die Suppe gibt. Die Arbeit in der KostBar wird sie vermissen. „Schon traurig“, sagt sie, „dann hab ich keine Frau Lull mehr“.

Ob es mit dem Job klappt? „Ich gehe hin und hoffe, dass es ihnen gefällt“, sagt Sema, „und die Leute nicht böse sind“, und sie denkt an das Praktikum, die Produktionshalle in der Obstfabrik und an die halben Äpfel, die von links kommen – nachgucken, ok!, auf den Wagen!



Rollstuhl-MAXI-Marathon Heidelberg

stadtwerke
heidelberg



9. Oktober 2011

Start: 11 Uhr
Heidelberg - Uferstraße
an der Neckarwiese



Am Sonntag, den 9. Oktober 2011 wird in Heidelberg wieder der "Internationale Heidelberger Rollstuhlmarathon" gestartet. Es ist die 11. Auflage dieses traditionsreichen Rennens, erwartet werden wieder mehrere Hundert Athleten aus aller Welt!

Spitzensportler, Hobbyfahrer, Kinder und Jugendliche, Inline-Skater – alle sind am Start, um vielleicht einen neuen Weltrekord zu knacken (wie bei der letzten Ausgabe im Jahr 2009), oder um einfach nur Spaß zu haben und den Flair dieser Veranstaltung im Heidelberger Neckartal zu genießen!

Infos+Anmeldung: www.rollstuhlmarathon.de

LIEBER ARM AB ALS ARM DRAN

**RAINER SCHMIDT HAT VIEL ERREICHT:
WELTKLASSE-TISCHTENNISPIELER, BUCHAUTOR, UND BALD KANN ER SICH
AUCH KABARETTIST NENNEN. HAUPTBERUFLICH IST ER JEDOCH PFARRER.**

Der schlanke Mann in Jeans und schwarzen Hemd kommt schnell den Gang entlang gelaufen. Seine graumelierten Haare bedecken die hohe Stirn. Ein breites Lächeln zieht sich über sein Gesicht. Sein rechtes Bein zieht er ein bisschen nach. Sofort reicht er einem die Hand. Zum Nachdenken bleibt keine Zeit, und schon hat man ihm die Hand gegeben. Genauer gesagt, den Arm. Arme, deswegen, weil Rainer Schmidt ohne Unterarme und Hände auf die Welt kam. Was andere als Behinderung sehen, ist für ihn ganz natürlich. „Ich bin total normal! Nur außergewöhnlich“, erklärt er grinsend.

Rainer Schmidts Behinderung ist sehr selten. Zwei von einer Million Personen haben das Femur-Fibula-Ulna-Syndrom. Seine Oberarme sind verkürzt, am linken sitzt ein kleiner Daumenansatz. Wenn er mit den Armen nach seiner Kaffeetasse greift und daraus trinkt, halten das manche Personen für so außergewöhnlich, dass sie gerne rufen: „Das machen Sie aber toll!“ Schmidt amüsiert sich über ihre Reaktion, sagt „Ja, aber sie sollten mich erst einmal sehen, wenn ich predige!“

Vieles ist an Schmidt außergewöhnlich: Er war jahrzehntelang Leistungssportler, schreibt Bücher, arbeitet als Dozent, ist als Referent gefragt und will auch bald ein eigenes Kabarettprogramm schreiben. Im Hauptberuf ist er Pfarrer.

Es gibt in Deutschland immer weniger junge Leute, die den Beruf des Pfarrers ergreifen. Noch seltener sind Menschen mit Behinderungen, die Pfarrer werden. Zuverlässige Daten sind dazu nicht bekannt. Auch eine offizielle Beratungsstelle gibt es in Deutschland nicht. Reinhard Mawick, Pressesprecher der evangelischen Kirche in Deutschland, vermutet, dass es an den zu kleinen Zahlen liegt. Der „Konvent von behinderten SeelsorgerInnen und BehindertenseelsorgerInnen“ ist eine Anlaufstelle für alle, die Unterstützung suchen und sich über ihre Erfahrungen austauschen wollen. Auch Rainer Schmidt ist dort bekannt.

Er ist seit 14 Jahren Pfarrer der evangelischen Landeskirche Rheinland. Um evangelische Theologie in Wuppertal studieren zu können, musste er sich in die Liste der rheinischen Theologiestudierenden eintragen. Das ging ohne Probleme. „Ich habe Theologie aus Neugier studiert“, erzählt er und schlägt locker seine Beine übereinander. Alles faszinierte ihn, nur die alten Sprachen, die er für das Studium lernen musste, waren nicht sein Fall. Pfarrer wollte er aber zunächst nicht werden.





Rainer Schmidt sorgte bei den Paralympics 2010 in Vancouver für einen amüsanten Abschlussabend im Deutschen Haus.

Dies änderte sich, als er ein sechswöchiges Gemeindepraktikum in Wuppertal absolvierte. Die Arbeit in der Gemeinde überzeugte ihn. Er wechselte die Universität und ging vom Rheinland nach Heidelberg. Als kurz vor seinem Examen die zuständige Personalreferentin der Landeskirche Rheinland nach Heidelberg kam, stellt er sich vor und erzählt ihr von seinem Wunsch, nach dem Studium das Vikariat zu machen. Die Referentin wusste zunächst nicht, wie sie eine Gemeinde finden sollte. Ihr fiel ein Stein vom Herzen, als Schmidt anbot, selbst eine Gemeinde zu suchen. Er rief bei einem befreundeten Pfarrer an und bat, ihn als Vikar in die Gemeinde aufzunehmen. Damit war das Problem gelöst. Selbst ist der Mann.

Befürchtungen von Seiten der Gemeinde gab es trotzdem. Beim ersten Treffen der Kirchengemeindeleitung wurde über das Problem der Abendmahlsfeier diskutiert. Zwanzig Minuten dauerte es, um eine Lösung zu finden. Statt das Brot zu reichen, nimmt Schmidt die Schale zwischen die Arme und reicht sie den Gläubigen. Für ihn liegt die Verantwortung bei den Menschen mit Behinderung zu zeigen: Ich kann das. Schwierigkeiten hatte Schmidt nie, seinen Beruf als Pfarrer auszuüben. Er ist überzeugt, dass es auch an seiner unkomplizierten Art liegt.

Thomas Jakubowski ist stellvertretender Vorsitzender des „Konvents behinderter Pfarrer“. Rainer Schmidts Weg sieht er als einen besonderen Glücksfall. Generell bräuchten behinderte Menschen einen längeren Atem. „Die Grundvoraussetzung ist aber die Offenheit des Betroffenen und der auszubildenden Stellen“, verdeutlicht er.

Rainer Schmidt hat früh gelernt, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Seine Kindheit verbrachte der 46-Jährige mit seinen beiden Geschwistern in Gaderoth, einem kleinen Dorf bei Gummersbach. Einen Kindergarten besuchte er nie. „Das ganze Dorf war unser Kindergarten“, erzählt er. Seine hellblauen Augen blitzen verschmitzt hinter seiner randlosen Brille. Anfang der 70er Jahre kam er auf eine Sonderschule für körperbehinderte Kinder. Nach dem Ende der Realschule wollte er aufs Gymnasium und sein Abitur machen. Also ging er zum Rektor des Gymnasiums im Nachbarort, um ihn von

seiner Idee zu überzeugen. Sein Vorhaben gelang wie so vieles: die bestandene Führerscheinprüfung oder die Einschreibung ins Theologiestudium. „Mein Leben besteht aus Glück und Pech“, erklärt er nachdenklich. „Meine Aufgabe ist es, damit umzugehen und das Beste daraus zu machen“.

Doch nicht alle Menschen mit Behinderungen treffen zur richtigen Zeit auf die richtigen Leute. Reinhard Mawick, selbst Pfarrer, und Pressesprecher der EKD erinnert sich noch an einen Fall aus seiner Studienzeit, bei dem eine Theologiestudentin nicht zum Pfarrdienst zugelassen wurde. Die Gründe sind ihm nicht bekannt. „Vom christlichen Ethos her ist die Kirche hundertprozentig auf Inklusion eingestellt“, verdeutlicht er. Eine einheitliche Lösung gibt es schon alleine deswegen nicht, weil sich die Situation in jeder Landeskirche und unter jedem Personalreferenten ändert.

Rainer Schmidt ist für Klartext. Man solle Behinderte nicht in Watte packen. Müsse Befürchtungen auch aussprechen dürfen und bei jedem Einzelnen prüfen, ob er die Kompetenz für seinen Beruf hat. „Als Schreiner wäre ich nicht geeignet“, sagt er und verdreht die Augen. „Zum Predigen braucht man aber keine zwei Arme.“

Hingegen muss man mit einer Gemeinde umgehen können. Um den Leuten die Unsicherheit zu nehmen, hat er eine eigene Taktik entwickelt. Zum Beispiel direkt auf seine Mitmenschen zuzugehen und ihnen den Arm zu reichen, denn „woher sollen Sie den wissen, wie man mir die Hand gibt?“.

Während er spricht, gestikuliert er mit seinen Armen, links trägt er eine Uhr. Mit seiner Stimme und seiner Mimik imitiert er lebhaft die beschriebenen Personen. Sein humoristisches Talent kommt dabei zum Vorschein. Dies zeigte sich auch bei den Paralympics in Vancouver 2010. Eigentlich war er nur dort, um im „Deutschen Haus“ zu moderieren. Am Abschlussabend hielt er dann spontan seinen ersten kabarettistischen Auftritt. Für ihn die Inspiration, um nun ein eigenes Kabarettprogramm zu entwerfen. Seine Themen: Behinderte und die Kirchen. Ideen hat er schon gesammelt, doch die Zeit fehlt ihm. Seine halbe Stelle am Pädagogisch-Theologischen Institut in Bonn und die zahlreichen Vorträge füllen ihn vollständig aus. Als Referent wird er von Wirtschaftsunternehmen als anstatt von Behindertenhilfe- und Bildungseinrichtungen verpflichtet. Seine beiden Bücher, in denen er von Erfahrungen in seinem Leben berichtet, sind ebenfalls sehr gefragt. Eines trägt sein Lebensmotto als Titel: „Lieber Arm ab als arm dran“.

Auch für seine sportliche Leidenschaft bleibt ihm nicht mehr viel Zeit. Schmidt ist seit seinem 12. Lebensjahr passionierter Tischtennisspieler. Bei den Paralympics 2008 in Peking spielte er noch für den deutschen Nationalkader. Mehrfach gewann er Gold im Einzel und auch im Team, sowohl bei Europa- als auch Weltmeisterschaften. Jetzt widmet er sich neuen Herausforderungen: Dieses Jahr plant er noch eine Vortragsreise nach Malaysia. Wenn ihn jemand fragt, wie das den gehen soll, lautet seine Antwort: „Ich habe keine Ahnung, aber ich probiere es aus.“





Manuel K., Stefan S. und Alexander V. (v. l.) sind in den Gemeinnützigen Werkstätten Köln für das Zusammenrollen und Verpacken von Handbremsseilen für Autos zuständig.

IN SICHEREN HÄNDEN

WERKSTÄTTEN FÜR BEHINDERTE MENSCHEN SOLLEN DEN ÜBERGANG IHRER MITARBEITER AUF DEN ALLGEMEINEN ARBEITSMARKT FÖRDERN. DIE MEISTEN ARBEITER MIT HANDICAP SCHAFFEN DEN WECHSEL NICHT – SIND ABER DENNOCH GLÜCKLICH ÜBER IHRE AUFGABEN.

Am Tisch von Andreas M. stapeln sich die Schlussleuchten. 300 rote Lampen muss der 36-Jährige an diesem Morgen verpacken. Andreas greift zu einer der Leuchten, wickelt sie behutsam in eine Luftpolsterfolie und legt das Autoteil in einen neuen Karton. Mit zwei Klebestreifen versiegelt er das Paket, klebt noch zwei Etiketten drauf – schon ist die Verpackung fertig. Die Arbeit ist nicht schwer, doch Andreas macht sie Spaß. „Ich arbeite hier schon seit 17 Jahren und habe einen sicheren Arbeitsplatz“, sagt er stolz und widmet sich der nächsten Leuchte.



Andreas M. packt eine Autoschlussleuchte in einen Karton.

So glücklich war er allerdings nicht immer. Andreas hat eine geistige Behinderung. Er gehört zu den rund 1 400 Mitarbeitern der Gemeinnützigen Werkstätten Köln (GWK). Vor ein paar Jahren hatte er kurzzeitig einen anderen Arbeitgeber, machte ein Praktikum bei einem Kölner Autohersteller. „Dort war die Arbeit viel anstrengender. Am Ende des Praktikums hatte ich Rückenprobleme und bin wieder in meine Werkstatt gegangen.“

Mit diesem Werdegang ist Andreas kein Einzelfall. Werkstätten wie die GWK dienen der Eingliederung von Menschen mit Behinderungen in das Arbeitsleben. Zu den Aufgaben dieser in Deutschland rund 700 Einrichtungen gehört es, den Übergang geeigneter Personen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu fördern. So steht es zumindest im Sozialgesetzbuch.

Doch nur wenige Mitarbeiter schaffen den Sprung zu einem anderen Arbeitgeber. Viele bringen erst gar nicht die körperlichen und geistigen Voraussetzungen mit, oder sie kommen mit den Belastungen nicht zurecht. Andere stoßen bei den Unternehmen auf Skepsis. Ihre Leistungsbereitschaft verlieren sie dadurch nicht, im Gegenteil:



In der Pedalträgermontage greift Jochen P. zu den Kupplungspedalen, auf die er mit einer Maschine Sicherungsscheiben drückt.

In den Werkstätten arbeiten sie produktiv für andere Kunden aus der Wirtschaft und profitieren von ihrem sozialen Umfeld.

Die Inklusion auf dem Arbeitsmarkt hat sich in den vergangenen Jahren nur langsam entwickelt, lange hatten Menschen mit Behinderungen keine Chance auf eine Stelle außerhalb der sie betreuenden Einrichtungen. Die GWK vermitteln erst seit 2005 mit offizieller Genehmigung ihre leistungsfähigsten Mitarbeiter an andere Firmen.

Bei diesem Betreuten Arbeiten, auch betriebsintegrierte Arbeitsplätze genannt, sammelt der Mitarbeiter praktische Erfahrungen bei einem anderen Unternehmen. „So etwas konnten wir uns zur Zeit meines Studiums gar nicht vorstellen“, sagt Liane Völler, die bei den GWK den Geschäftsbereich Betreutes Arbeiten leitet. „In den vergangenen Jahren hat sich wirklich viel getan. Allerdings kommt dieses Modell bis heute für eine Vielzahl unserer Mitarbeiter leider nicht in Frage.“ Bei den Schwerstmehrfachbehinderten etwa sei eine Vermittlung unmöglich. „Die brauchen ständig eine intensive Betreuung.“

Nach Vorgabe des Landschaftsverbands Rheinland, dem Kostenträger der GWK, müssen die Werkstätten für behinderte Menschen im Rheinland mindestens 3,5 Prozent ihrer Belegschaft an externe Firmen vermitteln. Bei rund 100 Mitarbeitern der GWK hat das bereits geklappt: Sie arbeiten in Schulen, Büros oder Gartenbaubetrieben. „Die meisten haben helfende Funktionen, verteilen etwa Getränke oder stempeln Zeugnisse“, sagt Völler und betont: „Unsere Mitarbeiter können zwar nicht so viele Aufgaben übernehmen. Aber das, was sie können, können sie fast perfekt.“

Von mehreren Arbeitgebern habe sie positive Rückmeldungen zu ihren Mitarbeitern erhalten, berichtet Völler. Wer sich im neuen Job behauptet, könne einen eigenständigen, sozialversicherungspflichtigen Job anstreben. „Das ist aber noch seltener, wir hatten nur zwei Fälle im letzten Jahr“, sagt Völler.



Karl-Günther F. verpackt in der Werkstatt Autoschaltungen.

Berufliche Erfahrungen für diesen Schritt können die Mitarbeiter in den verschiedenen Produktionsbereichen der GWK sammeln: Je nach individuellen Stärken und Interessen erlernen sie die typischen Arbeitsabläufe in der Verpackung, der Montage, der Zerspanung, dem Druck oder den Haus- und Gardendiensten. Die fertigen Produkte werden an die Kunden der Werkstatt ausgeliefert, die Mitarbeiter sind somit Dienstleister für Industrie und Handel.

Doch die große Mehrheit der Werkstattmitarbeiter bleibt am bewährten Arbeitsplatz, vielen fehlt die Motivation zu einem Wechsel. In der Produktionshalle der GWK, nur wenige Meter neben Andreas M., sitzen Manuel K., Stefan S. und Alexander V. an einem anderen Tisch zusammen. Sie verpacken Handbremsseile. „Das ist gar nicht so einfach, die Seile springen beim Zusammenrollen oft auseinander“, sagt Manuel. Mit etwas Druck rollt er das Seil aus Plexistahl zusammen und legt es in die Tüte, die Alexander bereits für ihn aufhält. Stefan ist für die Ettikettierung zuständig. „Wir sind befreundet, reden viel miteinander“, erzählt der 24-jährige Alexander. Die Werkstatt zu verlassen

kann er sich nicht vorstellen: „Draußen werden so viele Jobs gestrichen. Hier habe ich eine sichere Stelle und meine Freunde.“

Karl-Günther F. verpackt in der gleichen Abteilung Autoschaltungen. Der 52-Jährige hat keine großen Ambitionen auf einen anderen Arbeitgeber. „Woanders wäre es wohl schwieriger“, sagt er lapidar. „Da bleibe ich lieber hier.“

Auch bei den Bonner Werkstätten „Lebenshilfe Bonn“ ist der Übergang von Mitarbeitern auf externe Arbeitsplätze die Ausnahme. „Rund zwei Prozent unserer Belegschaft wurden bisher erfolgreich vermittelt. Wir suchen weiter aktiv nach Arbeitsplätzen, aber da muss einfach alles stimmen. Oft ist das ein zu großer Schritt, außerdem sind manche Unternehmen oft unsicher“, sagt Werksleiter Joachim Nätlitz.

Christine Gerkun-Thees, Leiterin der Hauswirtschaft bei den Bonner Werkstätten, hält viele weitere Übernahmen für unwahrscheinlich: „In meiner Abteilung werde ich nie mehr als drei Prozent der Mitarbeiter vermitteln können.“ Einen eigenen, sozialversicherungspflichtigen Job habe noch kein Mitarbeiter aus den Bonner Werkstätten erhalten.

BETREUTES ARBEITEN IN UNTERNEHMEN

Im Rahmen des Betreuten Arbeitens, auch Betriebsintegrierte Arbeitsplätze genannt, sammeln die leistungsstärksten Mitarbeiter von Werkstätten für behinderte Menschen praktische Erfahrungen bei einem externen Unternehmen. Dazu müssen sie zunächst ein Praktikum absolvieren und bleiben bei der Werkstatt unter Vertrag. Die Werkstatt betreut ihre Mitarbeiter regelmäßig am neuen Arbeitsplatz und stellt ihnen in der Einarbeitung Integrationsassistenten zur Verfügung. Das Unternehmen übernimmt den Lohn des Mitarbeiters, der zwischen 120 und 500 Euro im Monat liegt. Bewährt sich der Kandidat an seinem neuen Arbeitsplatz, kann ihm ein sozialversicherungspflichtiger Job angeboten werden. In diesem Fall endet das Vertragsverhältnis mit der Werkstatt.



Abteilungsleiter Thomas Klingenberg (links) erklärt Volker L. den Aufbau eines Kupplungspedals.

Beim Blick in die Produktionsbereiche der GWK wird deutlich, warum nur wenige Mitarbeiter den Arbeitsplatz wechseln. Jochen P. ist in der Pedalträgermontage des Betriebs dafür zuständig, Sicherungsscheiben auf das Kupplungspedal eines Autos zu drücken. Der 30-Jährige muss dafür das Pedal in eine Maschine legen, die Scheiben im Magazin auffüllen und auf zwei Knöpfe drücken. Jochen, der eine geistige Behinderung hat, arbeitete früher in einer Bäckerei, hatte dort aber Beschwerden beim Tragen von schweren Gegenständen. Auch er kehrte in die Werkstatt zurück – und freut sich hier vor allem über die „gute Zusammenarbeit mit den Kollegen.“

Vom sozialen Umfeld profitiert auch sein Kollege Volker L., der in der gleichen Abteilung das Kupplungspedal am Ende der Bearbeitung noch einmal einer Kontrolle unterzieht. „Das ist eine schöne Arbeit. Und in meiner freien Zeit kann ich auch mal Schwimmen gehen oder Fußball spielen“, erzählt der 51-Jährige.

Begleitende Maßnahmen wie Sportkurse, Therapien oder Schulungen ergänzen die Arbeit

in der Produktion der Werkstatt. Zudem kennen sich die Mitarbeiter hier, helfen sich gegenseitig und scherzen oft miteinander. „Ein solches Umfeld und einen unbefristeten Vertrag hätten sie draußen nicht“, sagt Abteilungsleiter Thomas Klingenberg, der den Übergang seiner Leute als schwierig einschätzt: „Viele Menschen ohne Behinderungen suchen selbst einen Job, das macht es für unsere Mitarbeiter nicht leichter. Unsere schwächeren Leute haben draußen nur eine geringe Chance.“

Wenngleich die meisten Werkstattmitarbeiter glücklich über ihren sicheren Job sind, plädieren ihre Arbeitgeber für mehr Anerkennung. „Ich wünsche mir für die Zukunft ein besseres Image für die Werkstätten für behinderte Menschen. Hier wird eine Menge geleistet“, sagt Liane Völler. Auch der Bonner Werksleiter Nätlitz hofft auf einen gesellschaftlichen Wandel: „Die Unternehmen sollten rechtlich dazu aufgefordert werden, noch mehr Menschen mit Behinderungen einzustellen. Die Leute hier sind unglaublich leistungsfähig und sollten mehr Wertschätzung erfahren.“

SPRACHE HANDGEMACHT

GEBÄRDENSPRECHENDE MENSCHEN BRAUCHT DAS LAND. FINDET ZUMINDEST HELGA HOPFENZITZ. DIE ZAHL DERJENIGEN, DIE DIE DEUTSCHE GEBÄRDENSPRACHE BEHERRSCHEN, STEIGT. ABER EINE „NORMALE“ FREMDSPRACHE IST SIE NOCH LANGE NICHT. DESHALB HAT SICH HELGA HOPFENZITZ EINEN LANG GEHEGTEN TRAUM ERFÜLLT.

Mit beiden Händen tippt Helga Hopfenzitz gegen ihre Schultern. Sie zieht die Augenbrauen hoch und ballt dann zwei Fäuste. Dann bewegt sie die Finger einer Hand, als würde Sand hindurch rieseln. „Ein starkes Gefühl“, heißt das. Sie lächelt. Bescheiden. Aber auch stolz.

Anfang dieses Jahres hat Helga Hopfenzitz sich selbständig gemacht. Mit einer eigenen Gebärdensprachschule. „Ich finde, dass es zu wenige Menschen gibt, die die Deutsche Gebärdensprache (DGS) beherrschen“, sagt sie. Sie ist als gehörloses Kind bei gehörlosen Eltern aufgewachsen und hat die Sprache schon während ihrer Kindheit gelernt. „Die DGS ist meine Muttersprache“, sagt sie, zuckt selbstverständlich mit den Schultern und lacht.

Im Gebärdensprachkurs bringt sie ihren Schülern an diesem Abend die Gebärden für Bewegungen auf Schnee und Eis bei. Mit geballten Fäusten lässt sie die Arme am Körper vorbeischnellen. Sie zieht die Stirn in Falten und schaut angestrengt in die Runde. Mit dem Mund formt sie das Wort „Langlauf“. Ihre Schüler machen die Gebärde nach. Helga Hopfenzitz hebt die Augenbrauen und nickt den Teilnehmern zu. Ihr Blick hat etwas Aufmerksames, ihr Gesicht etwas Strahlendes. Es fällt nicht schwer sich vorzustellen, dass sie mit ihrer Mimik allerhand Gefühle ausdrücken kann. Kein Wunder also, dass sie das Gebärden zu ihrem Beruf gemacht hat. Ursprünglich ist sie nämlich ausgebildete Augenoptikerin und hat lange Zeit in einem Brillengeschäft gearbeitet.

Etwa 80 000 gehörlose Menschen leben in Deutschland, sagt Kathleen Schulze vom Deutschem Gehörlosen-Bund (DGB). Wie viele allerdings die DGS beherrschen, sei schwer zu schätzen. „In den USA ist die Gebärdensprache die dritthäufigste. Das ist in Deutschland leider nicht der Fall.“ Aber die Zahl der gebärdenden Deutschen steige. Und zwar stark.

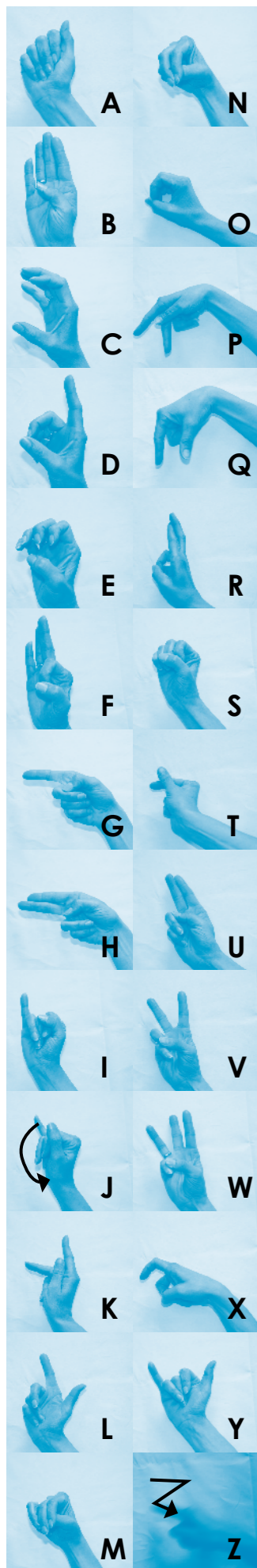


„Die Gemeinschaft der Gebärdenden wächst stetig“, bestätigt auch Dr. Renate Fischer vom Institut für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser. Die Sprache wollen aber nicht nur Angehörige von Gehörlosen lernen. „Viele sind einfach nur so fasziniert vom körperlichen Ausdruck und möchten gebärden, weil sie es ästhetisch ansprechend finden“, erklärt sie.

Seit 2002 ist die DGS durch das Behindertengleichstellungsgesetz als eigenständige Sprache anerkannt. Seitdem bieten immer mehr Universitäten Studiengänge in DGS oder Gebärdensprache Dolmetschen an.

Helga Hopfenzitz kommt im Alltag gut zurecht. Entweder hat sie ihren Laptop dabei oder Stift und Papier, damit sie aufschreiben kann, was sie sagen möchte. Manchmal liest sie auch von den Lippen ab. Wie schwierig es aber sein kann, sich mit einer Hörbehinderung zu verständigen, hat die 44-Jährige durch ihren Sohn erfahren, der ebenfalls gehörlos ist. Mit 18 Jahren hat dieser bereits fünf Schulwechsel hinter sich. „Wir mussten uns häufig um einen Gebärdensprachdolmetscher kümmern. Aber da gab es lange Wartezeiten.“ Durch ihren Sohn kam Helga Hopfenzitz auch auf die Idee, professionelle Gebärdensprachdozentin zu werden.

„Schön wäre es ja, wenn schon die Kinder in der Schule ein wenig Gebärdensprache lernen



Im Kurs von Helga Hopfenzitz lernt Rob Cooper (links) das Gebärden. Schon als Kind mochte er die visuelle Sprache. Mit 16 Jahren hat der 27-Jährige den ersten Kurs belegt.

würden“, findet Helga Hopfenzitz. Das würde die gesamte Schulzeit für hörbehinderte Kinder viel unkomplizierter machen.

Laut der seit 2009 geltenden UN-Behindertenrechtskonvention soll das Bildungssystem inklusiv organisiert sein, das heißt, Kinder mit und ohne eine Behinderung werden gemeinsam unterrichtet. Damit das aber funktionieren kann, muss ein Gebärdensprachdolmetscher her. Und jemand, der ihn bezahlt. Trotz der Konvention ist das jedoch nicht ohne Weiteres möglich. Denn laut DGB ist es rechtlich kompliziert, einen Dolmetscher zum Beispiel für den Schulunterricht zu beantragen. „Manche Eltern sind aber schon den Klageweg gegangen und waren erfolgreich“, sagt Kathleen Schulze.

Anders ist es im Sozialen. Laut Gesetz haben hörbehinderte Menschen bei Arztbesuchen oder Behördengängen das Recht, mit der Gebärdensprache zu kommunizieren. Sie können also einen Gebärdensprachdolmetscher beantragen, der das Gespräch übersetzt und vom Träger bezahlt wird.

Für die Schulen gibt es solch eine klare Regelung noch nicht. „Inklusion funktioniert leider nicht von heute auf morgen. Es dauert sicherlich noch 30 bis 40 Jahre, bis Kinder mit und ohne eine Hörbehinderung gemeinsam unterrichtet werden“, sagt Schulze.

Im Kurs von Helga Hopfenzitz lernen vor allem hörende Teilnehmer die Gebärden. Sie beugen sich über ihre Arbeitsblätter und formen mit den Händen Zeichen, die Ski fahren oder Schlittschuh laufen bedeuten. Helga Hopfenzitz steht vorne, hebt den Daumen und nickt, wenn die Gebärde richtig ist. Wenn die Handbewegungen nicht ganz stimmen, zieht sie die Mundwinkel nach unten und wiegt den Kopf hin und her.

Auch Rob Cooper versucht, sich mit den richtigen Gebärden die neuen Vokabeln einzuprägen. Seit zehn Jahren lernt er schon Gebärdenspra-

Das Fingeralphabet ist kein Element der Deutschen Gebärdensprache. Die Zeichen werden aber häufig verwendet, um Eigennamen oder ungewöhnliche Begriffe zu buchstabieren.

chen. Erst die englische, jetzt die deutsche. „Es ist eine sehr emotionale Sprache“, sagt der 27-Jährige. „Wenn man zum Beispiel ein Lied oder ein Gedicht gebärdet, sieht es fast aus wie ein Tanz.“

In England lernen schon die ganz Kleinen die Gebärdensprache spielerisch, wenn sie Kindersendungen anschauen, erklärt Rob Cooper. In Deutschland merke man noch viel stärker, dass es eine Minderheitensprache sei. „Eine Freundin von mir hat einmal in einer Bar gefragt, ob es stört, wenn wir gebärden würden. Seltsam, oder? Ich würde doch auch niemals fragen, ob es für andere Leute unangenehm ist, wenn ich Englisch spreche.“

Die Herausforderung beim Erlernen von Gebärdensprachen ist die richtige Koordination der verschiedenen Elemente. Der Gesichtsausdruck, die Blickrichtung, die Bewegung der Hände und die Körperhaltung – alles muss simultan beherrscht werden. „Es ist manchmal ein bisschen wie Theater spielen. Man darf auf jeden Fall nicht schüchtern sein“, sagt Rob Cooper.

Gerade weil diese Sprache so viel Körpereinsatz und Gefühl fordert, möchte Helga Hopfenzitz, dass ihre Schüler Spaß in den Kursen haben. „Dann bin ich auch glücklich.“ Zuhause steckt sie viel Arbeit in die Vorbereitung. Im Moment malt sie Bilder für neue Übungsaufgaben, da manche Lehrbücher zum Teil veraltet sind. Wenn sie von ihrer Arbeit erzählt, merkt man ihr nicht nur an, dass sie leidenschaftlich bei der Sache ist, sondern auch professionell. In Nürnberg hat sie sich zur staatlich anerkannten Gebärdensprachdozentin ausbilden lassen.

Kathleen Schulz vom DGB empfiehlt, die Kurse staatlich anerkannter Lehrer zu besuchen, auch wenn die Nachfrage derzeit größer als das Angebot ist. Außerdem sei es wichtig, darauf zu achten, wer der Lehrer des Kurses ist. Gebärdensprachkurse sollten ihrer Meinung nach nur gehörlose anbieten. „Alles andere ist meiner Meinung nach nicht vertretbar“, sagt sie. Denn Menschen mit einer Hörbehinderung hätten sowieso meist einen schwierigeren Zugang zum Arbeitsmarkt. „Die Möglichkeit, ihre Sprache zu unterrichten, darf man ihnen deshalb nicht nehmen.“

Für Helga Hopfenzitz ist es ein großes Glück, dass es mit der Selbständigkeit geklappt hat. „Es gab keine großen Probleme. Ich habe auch sofort Räume gefunden, in denen ich unterrichten kann.“ Sie lächelt, tippt sich mit den Fingern auf die Brust. Dann schwingt sie eine Hand in Kreisen über den Kopf hinweg und schaut der Gebärde langsam hinterher. Sie hebt die Augenbrauen. „Mein Traum“, heißt das. Sie hat ihn sich erfüllt.



DER PHILOSOPH OHNE STIMME

HANDY, E-MAIL, TELEFON – DIE MEISTEN MENSCHEN KOMMUNIZIEREN STÄNDIG UND ÜBERALL. ALEXANDER SCHALLENBERG KONNTE SICH LANGE ZEIT MIT NIEMANDEM VERSTÄNDIGEN. ERST IM TEENAGERALTER LERNT ER, SICH MITTELS EINES KOMMUNIKATIONS-COMPUTERS SEINER UMWELT MITZUTEILEN.

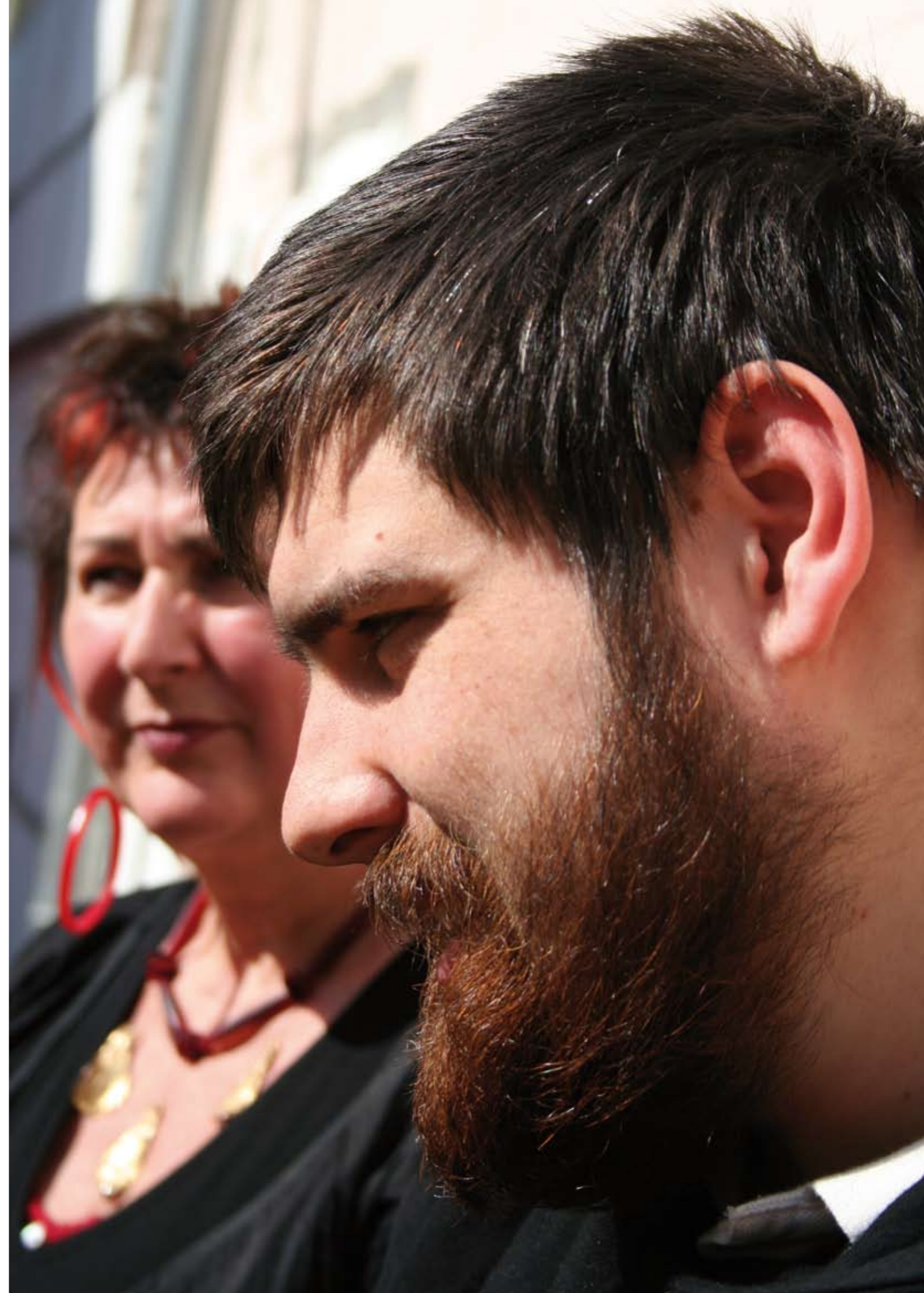
Alexander Schallenberg war sprachlos. 14 Jahre lang. Die ersten 122 640 Stunden seines Lebens konnte er sich nicht verbal ausdrücken. Alexander ist ein sogenannter „Kanner-Autist“ (auch frühkindlicher Autismus genannt) und galt bis zu seinem 14. Lebensjahr als schwer geistig behindert. Weil er sich nicht mitteilen konnte, besuchte er eine Förderschule. Dort arbeitete eine Lehrerin, die eines Tages sein Leben verändern sollte: Regine Klandt.

Sie wurde Alexanders Sprachrohr zur Außenwelt und entschloss sich, ihn an die so genannte „Gestützte Kommunikation“ (FC = facilitated communication) heranzuführen. Dabei tippt Alexander Buchstaben auf der Tastatur seines kleinen Alphasmart-3000-Computers – assistiert von einer Stützperson, die ihn sanft an der Hand berührt und ihm so das Schreiben ermöglicht. Sie ist sein emotionaler Rückhalt, aber auch seine physische Unterstützung. Denn viele Autisten sind motorisch so eingeschränkt, dass sie Hilfe benötigen, um die

entsprechende Taste treffen zu können. Daher muss die Stützperson Gegendruck gegen die Hand des Schreibers aufbauen, damit sie seine Muskelbewegungen entsprechend lesen kann.

Mollwolkenreich und Ästchengrün

Heute sitzt Regine Klandt - seine Lieblings-Stützerin, wie er sie nennt - neben ihm. Nur einen Finger schiebt sie sanft unter seine Handfläche. Ihre dunkelrot lackierten Fingernägel leuchten neben Alexanders behaartem Arm. „Als Junge war Alexander so stark, dass ich ihn anfangs bei der gestützten Kommunikation kaum halten konnte, fast wie ein zügelloses Pferd. Er hat auf den Alphasmart eingehackt und kotzte sich geradezu aus“, erzählt sie. Das hat sich kaum geändert: Sobald Alexander die Tastatur des Alphasmarts berührt, ist er nicht mehr zu bremsen. Die Buchstaben purzeln geradezu aufs Display des kleinen Kommunikations-Computers.





Kaum sitzt Alexander an seinem Computer, ist er wie ausgewechselt und bekommt sein Grinsen gar nicht mehr aus dem Gesicht.



„Alphasmart 3000“ heißt Alexanders Sprachrohr in die Welt. Das unscheinbare blau-graue Gerät ist ein kleiner Kommunikations-Computer mit vierzeiligem Display und Tastatur.

„Köstliches Interview. Kommt gerade richtig. Ich freue mich sonnenscheinmäßig, Sie begrüßen zu dürfen. Schönes warmes Frühlingswetter mit ästchengrünen Blättern, zeigt genau wo wir stehen“, schreibt Alexander. Er entwirft gerne neue Wörter. „Ästchengrün“ ist nur eines davon. „Mollwolkenreich“ ist sein anderes Lieblingswort, das steht für schlechte, traurige Stimmung. Eine poetische Sprache ist das, irgendwie ganz fremd, aber auch seltsam vertraut und stimmig.

Von geistig behindert zum Abitur

Als Regine Klandt dieses außergewöhnliche, sprachliche Vermögen in Alexander entdeckte, wurde ihr schnell klar: Der Junge war nicht geistig behindert, sondern hochintelligent. Von der Förderschule kam er als erster nichtsprechender Autist an die Gesamtschule Bad Godesberg und meisterte sein Abitur mit Bravour. „Fackelträgerische Aufgaben“ für alle Autisten habe er als Wegbereiter, erzählt er. Heute studiert der 24-Jährige Philosophie und Germanistik an der Uni Bonn. „Studieren muss ich, weil man Professoren noch immer besser zuhört als nicht sprechenden Autisten, die noch so viel zu sagen haben“, erklärt er.

14 Jahre ohne Sprache sind wie 100 Jahre Einsamkeit

Alexander spricht aus Erfahrung, denn lange Zeit hörte auch ihm niemand zu. Er war in seiner

sprachlosen Welt gefangen. „Der harte, kalte, dunkle Winter entspricht der dramatischen sprachlosen Zeit, in der ich mich befand. Wie Sie wissen, besteht und bestand diese Situation nicht nur für mich. Tausende Autisten haben und hatten dieses Jammertal. Diese Situation ohne Kommunikation entspricht 100 Jahren Einsamkeit, die mein Leben zerstört haben“, erklärt er. Doch dann kam Regine Klandt – und mit ihr die neue Kommunikation. Was schreibt man nach 100 Jahren Einsamkeit? „Mein erster Satz war nur ein Wortsalat und sollte schreien: ‚Ich bin nicht geistig behindert!‘ Und er ist gehört worden“, schreibt er. Als Alexander seine ersten richtigen Buchstaben tippte, war das ein großer Schock für seine Mutter: „Ich hatte gerade erst akzeptiert, dass mein Sohn geistig behindert war. Und plötzlich sagte man mir: ‚Sie wissen, dass Ihr Sohn lesen und schreiben kann?‘ Meine Reaktion darauf: ‚Nee, weiß ich nicht, glaube ich auch nicht!‘“

Doch schreiben kann Alexander wie ein Weltmeister und konnte dadurch auch seine Mutter überzeugen: Reden, ein Theaterstück und unzählige Artikel für die Autisten-Zeitung „Mallefalle“ hat er schon verfasst. „Meine Entwicklung ist seit Jahren eine Erste-Sahne-Entwicklung. Dank tausend hilfreicher Geister studiere ich nun sogar. Ich sage nur: Super geile Zick!“, tippt er. Dann schreibt Alexander weiter drauf los. „Ich möchte mich sehr bei allen bedanken und gleichzeitig Regine ohne Ende bitten, an diesem entwicklungs wichtigen Geschehen dran zu bleiben. Nicht nur eine Schule, die für uns geeignet ist, muss neu gegründet werden, auch unsere beruflichen Chancen und die damit verbundene Ausbildung müssen geschaffen werden. Muss nur eine Lobby geschaffen werden, damit die Millionen fließen können“, fordert er. „Steht uns bei und findet Wege, die wir auch gehen können. Versteht mich richtig. Gibt's noch Fragen? Tausende noch. Also werden wir heute, morgen und übermorgen sozusagen in naher Zukunft noch tausend und abertausend Fragen stellen und beantworten müssen. Die Landtagswahlen in Baden-Württemberg haben uns gezeigt, dass gekrustete Strukturen aufgebrochen werden können“, schreibt er.

„Ich bin ein Laberphilosoph“

Seine Mutter und seine Stützerin schauen ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an und lachen: „Ja, Alexander hat viel zu erzählen! Als er eben noch mit den Wahlen anfang, dachten wir schon, das nimmt gar kein Ende“, seufzen sie. Es ist typisch für Autisten, sprachliche Bögen zu schlagen und sozusagen „von Hölzken auf Stöckchen“ zu kommen. Alexander kommt im Gespräch von Politik zu Knut, dem Eisbären, von AKWs zu Delfinen und schließlich zum Maler Dalí. „Ich bin ein Laberphilosoph“, gibt er zu. Tatsächlich hat er einen riesigen Speicher und saugt alle Ereignisse um sich herum wie ein Schwamm auf. „Wir haben deshalb auch manchmal Knatsch miteinander. Ich muss

Alexander teilweise stoppen, er geht sonst um die ganze Welt. Das war besonders bei den Schulaufgaben ein Problem“, verrät Regine Klandt. Doch trotz allem Krach – die Chemie zwischen ihnen stimmt einfach: Alexander lässt seine Hand einen Moment lang nachdenklich in der Luft schweben. Die beiden schauen sich an, und ganz ohne Worte weiß seine Stützerin, wann Alexander bereit ist zu kommunizieren. Dann nickt sie ihm zu ergreift seine Hand und führt sie zum Alphasmart. „Die Vielzahl meiner Stützpersonen sind ja inzwischen kaum zu zählen. Meine Gefühle zu ihnen sind so schillernd wie die Glitzertropfen auf Wasser, und regenbogenfarbige Erlebnisse hatte ich ohne Ende. Regine K. aus B. ist natürlich mein absoluter Liebling“, erzählt er und lacht. „Großes, inniges Verhältnis habe ich zu meiner Könner-Stütze. Ich kann so sein, wie ich will, und trotzdem ist größte Sympathie da, sodass das Gelächter beispielsweise gerade demonstrieren sollte, wie viel wir zusammen gelacht und gemeinsam geweint haben“, erklärt er.

Lebenswertes Leben ist für jeden ein Thema

Doch nicht alle Menschen können mit Alexanders Autismus so unverkrampft umgehen wie seine Stützerin. Schallenberg weiß: „Hier in Deutschland ist der Umgang mit Behinderten noch sehr speziell. Im Sprachgebrauch hat sich sehr lange der Begriff ‚Bis zur Vergasung‘ gehalten. Dieser Begriff demonstriert, wie Menschen ohne Sprache gesehen werden. Lebenswertes Leben ist für jeden Menschen ein Thema. Wertvorstellungen kann man haben, denken und erleben, auch wenn man nicht spricht oder im Rollstuhl sitzt.“

Alexander führt nicht nur ein „lebenswertes“ Leben, sondern ein Leben ohne Stillstand: Momentan arbeitet er gemeinsam mit zwei Physik- und Maschinenbau-Studenten an der Entwicklung einer „Sensovertikalstütze“. Wenn alles klappt, könnte diese technische Hilfe in Zukunft den menschlichen Stützaufwand verringern und den Autisten dadurch noch mehr Selbstbestimmung und Unabhängigkeit ermöglichen. „Ich liebe Zukunftsmusik und freue mich schon auf die vielfältige Mischung der lauten und leisen Töne“, erzählt er.

Dann schaut er auf die Uhr: Er muss los zur Uni. Nur widerstrebend lässt er von seiner Tastatur, denn ohne seinen Alphasmart ist Alexander wie ein Fisch ohne Wasser. Der junge Mann, der bei der Begrüßung noch so unbeholfen wirkte, mit abgedrehtem Oberkörper und gesenktem Blick, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, der Alexander, der unsicher Hände schüttelte, bekommt sein zufriedenes Grinsen am Ende des Gesprächs gar nicht mehr aus dem Gesicht. „TuvD“ (Tschüss und vielen Dank) textet er und will seinen Alphasmart schon in die Tasche packen. Dann fällt ihm aber doch noch etwas ein und wie beiläufig schreibt er noch schnell: „Mein letzter Satz in meinem Leben wird sein: Ich habe es geschafft!“



VERLORENE SCHEU

ZWISCHEN DEN BEIDEN FRAUEN LIEGEN FAST ZWANZIG JAHRE. LENA HENSEL (20) UND LIANE KLEIN (39) BETREUEN IN WOHNHEIMEN MENSCHEN MIT BEHINDERUNGEN. VERÄNDERT SICH MIT DEN JAHREN DER BLICK AUF DEN BERUF?

Als Kind fand Liane Klein Menschen mit Behinderungen „unheimlich“, weil sie nicht „normal“ waren. „Sie haben sich anders verhalten – waren dabei etwas lauter und sahen komisch aus.“ Heute arbeitet sie als Wohnstätten-Leiterin im Anna-Schumacher-Haus, einer Behinderten-Einrichtung, in Köln-Pesch – seit mittlerweile 15 Jahren. „Die Zweifel haben sich schnell gelegt. Es sind Menschen, die im Grunde nicht sehr anders sind“, sagt die Frau mit den dunkelblonden Locken und lacht.

Lena Hensel arbeitet erst seit einem halben Jahr in einem Wohnheim in Siegen. Schon als Jugendliche hat ein Praktikum in einer Behinderten-Werkstatt ihr Inter-

esse für Menschen mit Behinderungen geweckt. Berührungsängste hatte sie nie. Trotzdem bestimmte die Angst, Fehler zu machen, den Beginn ihrer Tätigkeit als Betreuerin. Zum Beispiel, wenn sie die Menschen im Lift anschnallen musste. Während sie diesen Satz spricht, klingt die Stimme der jungen Frau mit den braunen Haaren noch heute aufgeregt.

Dass Fehler gemacht werden oder die Zeit für die Bewohner geringer wird, hat mehrere Ursachen. Eine ist die Bürokratie: Als Wohnstätten-Leiterin verbringt Liane Klein inzwischen die Hälfte ihrer Zeit am Schreibtisch, füllt Papiere aus, die den Stand des Bewohners dokumentieren und

telefoniert. So fordert es der Landschaftsverband Rheinland. Zeit, die an anderer Stelle fehlt – etwa für intensive Gespräche.

Neben ihr gibt es noch weitere 34 BetreuerInnen in Köln-Pesch. Es ist „immer zu wenig Personal“, sagt Liane Klein, „aber im Vergleich zu einem Altenheim klagten wir auf hohem Niveau.“ Sie erzählt von Pflegerinnen und Pflegern, die den ganzen Tag unermüdlich arbeiten und am Ende trotzdem das Gefühl haben, niemandem gerecht werden zu können.

Lena Hensel beobachtet ebenfalls Veränderungen und fordert: „Es müssen mehr Kräfte eingestellt werden.“ Dafür aber habe die AWO zu wenig Geld, so dass die Zeit vorwiegend in die



Liane Klein sagt: Menschen mit Behinderungen sind im Grunde nicht sehr anders.



Lena Hensel aus Siegen hat keine Berührungsängste.

Pflege investiert werde und kaum Zeit für gemeinsame Spiele oder Ausflüge bleibe. Dabei würden die Bewohner sehr gerne ins Schwimmbad gehen. Aber dann fehle eine Betreuungskraft im Wohnheim, die sich währenddessen weiter um die Daheimgebliebenen kümmert, sagt sie.

Wegen der knappen Zeit und des wenigen Personals fehlt auch eine noch intensivere Sterbebegleitung: Auf einem kleinen Regal steht in einem schlichten Rahmen das Bild einer kürzlich verstorbenen Bewohnerin. Liane Kleins sonst so strahlend blaue Augen verdunkeln sich für einen kurzen Moment: „Der Umgang mit dem Tod ist für alle oft schwer, vor allem, wenn Menschen sterben, mit denen wir lange zusammengearbeitet haben.“ In solchen Situationen genießt Liane Klein das Arbeiten im Team, in dem jeder macht, was er kann, um den Umgang mit dem Tod für alle zu erleichtern. Regelmäßige Gespräche und gemeinsame Reflexionen helfen dabei.

Wenn sie auch nach der Arbeit nicht abschalten kann, versucht sie, mit Hörspielen auf andere Gedanken zu kommen. Sie fragt sich oft, was sie hätte anders machen können. „Ich glaube, dass das etwas ist, was man hier mitbringen muss: die Bereitschaft, das eigene Handeln immer wieder in Frage zu stellen und zu reflektieren.“

Die Bewohner gingen mit dem Thema Tod anders um.

„In der akuten Situation, wenn jemand gestorben ist, sind die Bewohner sehr traurig, aber sehr schnell ist es auch kein Thema mehr.“ Durch Wechsel, auch in der Belegschaft, hätten sich viele Bewohner „eine Art Selbstschutz“ zugelegt. „Wenn sie ihre Herzen immer wieder an neue Menschen hängen würden, wäre das schwierig.“ Denn Abschiede gebe es viele. „Das ist auch für uns Betreuer schwer und bringt uns manchmal an unsere Grenzen.“ Dann versuche sie sich aber immer wieder vor Augen zu halten, dass das nicht ihre Familie sei, sondern ein Job.

Während der Arbeit gebe es auch sehr ungewöhnliche Momente. „Man erlebt auch nach Jahren noch Überraschungen.“ Bei einem Mann sei man davon ausgegangen, dass er blind sei, „im Urlaub stellte sich aber heraus, dass er nicht ganz so blind war, wie wir dachten.“ Ähnlich positiv erlebt das auch Lena Hensel: „Oft sind es kleine Berührungen durch die Menschen, die nicht richtig sprechen können, die signalisieren: Dich mag ich.“

Lena Hensel empfindet die Menschen mit Behinderung als dankbar, weil sie sich über die kleinsten Sachen freuen können. „Ich glaube, dass ich viel von ihnen lernen kann. Sie sind so zufrieden mit ihrem Leben, mit dem Wenigen, das sie haben.“ Liane Klein will die Bewohner nicht verklären. Alle hätten ihre Macken und Fehler,

und natürlich gebe es Sympathie und Antipathie. Und das treffe auch auf die Betreuer zu. „Ich empfinde die Arbeit hier als sehr authentisch.“

Die Menschen wollen als Teil der Gesellschaft verstanden werden. Deshalb versucht Liane Klein, in ihrer Arbeit nicht nur die Grundbedürfnisse der Bewohner zu erfüllen. Dazu gehört es, dass sie wie selbstverständlich immer wieder bei Bewohnern stehen bleibt, sie mit Vornamen anspricht, sich nach ihrem Befinden erkundigt und auch mal schnell über den Arm oder das Gesicht streichelt. Merkt sie, dass es einem der Betreuten heute nicht so gut geht, zeigt sich das auch in ihren Augen, die traurig werden. Außerdem setzt sich das Team dafür ein, dass Menschen mit Behinderungen auch an kulturellen und gesellschaftlichen Ereignissen teilnehmen können – wie andere das eben auch tun.

„Ich habe nicht das Recht, Dankbarkeit zu erwarten. Das ist meine Arbeit. Für die werde ich bezahlt.“ Früher hätten vor allem Frauen, von denen erwartet wurde, dass sie selbstlos helfen, in diesem Beruf gearbeitet. Der Lohn sei dann ein zufriedener und dankbarer Bewohner gewesen. Heute sei der Beruf professionisierter und weniger ein „Akt der Nächstenliebe.“ Selbstlos muss Liane Klein nicht mehr sein: Sie macht ihren Job tatsächlich gerne.

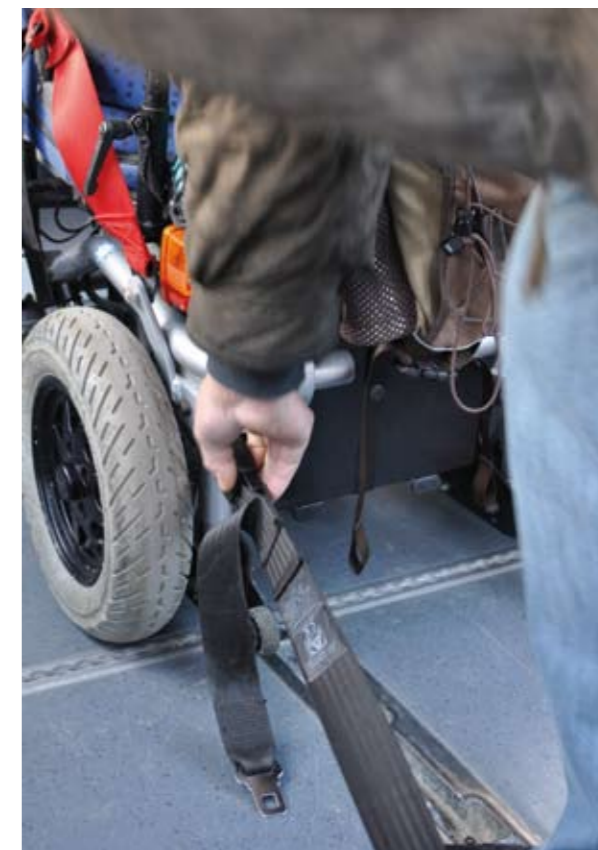


Weg von Zuhause – unterwegs im Behindertenfahrdienst.

RAUS AUF DIE STRASSE

LIEBCHEN FÄHRT ZUR PFLEGE, MARION SCHWIMMEN UND SOPHIE SPRECHEN LERNEN. WAS MOBILITÄT BEDEUTET: DREI GESCHICHTEN AUS DEM BEHINDERTENFAHRDIENST.

Nichts wackelt – Fahrer Bernd schnallt den Rollstuhl fest.



Als Bernd etwas zu früh vorfährt, steht Liebchen am Fenster, lacht und winkt. Als sie die Treppe herunterkommt, reicht er ihr die Hand, die beiden scherzen und kichern. Dann fahren sie los. Liebchens Mann schaut ihnen hinterher.

Wie so viele Menschen mit Behinderung braucht auch Liebchen jemanden, der sie fährt. Genauso wie Marion, die kaum laufen kann, in einem Heim lebt und zweimal in der Woche schwimmen geht. Oder Sophie, die zum Sprachheilkindergarten muss, weil sie nicht spricht. Sie alle fahren mit dem Fahrdienst des Verein für Behindertensport Bonn (VFB).

Der Fahrdienst hilft, wenn die Familie nicht helfen kann oder will, wenn keine Busse und Bahnen fahren. Menschen mit Behinderung müssen mobil sein, wenn sie dabei sein wollen in einer Gesellschaft, die ständig in Bewegung ist. Der Fahrdienst bietet das – wenn ihn jemand bezahlt. Die Stadt Bonn übernimmt die Fahrt zum Kindergarten, der Landschaftsverband die zur Pflege und der Verein selbst die zum Schwimmen. Wer zu Verwandten will, zahlt selbst. Wer dafür kein Geld hat, bleibt Zuhause.

Zuhause ist Liebchen gern, sagt sie, denn da gibt es immer viel zu tun. Einer muss die Hausarbeit machen. Dennoch freut sich die Frau, Jahrgang 1933, dass sie dienstags und donnerstags mit Bernd zur Tagespflege fährt. Dann sitzt sie da, die Arme verschränkt, die Sonnenbrille auf, die weißen Haare gut gelegt und ruft mit Reibeisenstimme gegen die 8-Uhr-30-Staumeldungen an:

„Das ist ja blöd für uns.“

„Ist Stau, Liebchen“, antwortet Bernd.

Liebchen hat es eilig, der Kaffee treibt. Als Bernd sie am Haus Rosental auf den Fahrstuhl rollt, der piep, piep, piep nach unten fährt, schlägt er vor, heute Abend schön auszugehen.

Liebchen lächelt, flirtet zurück: „Ach nee, da fahr ich nach Hause.“

Bernd schiebt sie zu den Pflegern, ruft: „Liebchen, du bringst mich um Jahre meines Lebens, Jahre!“

Beide lachen. Bernd fährt weiter.

Fahrer im Behindertentransport ist kein klassischer Ausbildungsberuf. Beim VFB gibt es fünf Festangestellte, einer von ihnen ist Bernd. Daneben fahren Ein-Euro-Jobber, 400-Euro-Jobber, die letzten Zivildienstleistenden, Studenten. Als Beifahrer kommen Praktikanten dazu, Sozialstundenabbummler, Freiwillige und ehemalige Suchtkranke, die ihrem Tag dadurch Struktur geben. Der Fahrdienst gibt vielen von ihnen eine zweite Chance. Alles, was ein Fahrer braucht, ist ein Personenbeförderungsschein, ein Erste-Hilfe-Kurs und Einarbeitung. „Und du musst mit Menschen umgehen können“, sagt Bernd.

Auch mit Menschen wie der Mittfünfzigerin Marion. Sie ist schwerstmehrfachbehindert, das heißt, sie kann nur wenige Schritte alleine laufen, nicht sprechen. Stattdessen gibt sie einen schrillen Ton von sich, wenn ihr etwas nicht passt. Aus dem heilpädagogischen Heim, in dem sie wohnt, fährt sie zweimal in der Woche mit einer Gruppe schwimmen. Eine der wenigen Abwechslungen für sie. Den Rest ihrer Zeit verbringt sie in der Einrichtung, kocht gelegentlich mit einer anderen Gruppe, wird betreut und sitzt viel herum.

„Der Aufwand ist enorm“, sagt Sportlehrer Uwe, der Marion und die Gruppe zusammen mit einer Pflegerin und einigen Freiwilligen fährt und begleitet. Eins zu eins betreuen sie ihre Schützlinge, gehen mit ihnen zum Umziehen, ins Wasser und schwimmen. Das ist nötig, weil manche aus der Gruppe sonst ausbüxen oder nicht von sich aus über Wasser bleiben. Manchmal aus Absicht, vermutet einer der Freiwilligen.



Bernd bringt Liebchen zur Tagespflege.

Marion braucht nicht nur menschliche Hilfe. In einem Spezialrollstuhl wird sie mit einem Kran ins Becken gehievt. Sie schreit, je näher sie dem Wasser kommt. Erst als sie drin ist, beruhigt sie sich, lässt sich treiben. Sie schließt die Augen, und ihr Gesicht entspannt sich.

„Man meint, dass sie sich wohlfühlt“, sagt Sportlehrer Uwe. Er kann nicht wissen, was Marion fühlt. Er kann nur vermuten, Verschiedenes ausprobieren und schauen, wie sie reagiert.

Im Becken des Malteser-Krankenhauses sind nur Marion, die anderen aus der Gruppe und ihre Betreuer. Es riecht nach Chlor, leicht nach Urin. Nicht nur deshalb geht Uwe mit ihnen nicht in ein öffentliches Schwimmbad. „Wenn Marion schreit, da kann kein Normalbürger mit fertig werden“, sagt er. Deshalb bleiben sie in ihrer Parallelwelt.

Mit Schwimmen hat der Fahrdienst beim VFB begonnen. Vor mehr als zehn Jahren hat ein Taxifahrer ein geistig behindertes Mädchen an der Schwimmhalle abgesetzt. Die Lehrer waren noch nicht da, das Mädchen ging rein, sprang ins Becken und der Bademeister verhinderte Schlimmeres. Schwimmen konnte sie nämlich nicht.

Das war der Ausgangspunkt. Mittlerweile hat der VFB 20 Autos und 600 Fahrgäste wöchentlich, von denen nicht alle Sport machen. Damit die Autos wenig stehen, fahren Bernd und seine Kollegen Menschen zur Arbeit, etwa in die Behindertenwerkstatt, zum Arzt oder zur Pflege.

Der VFB ist Teil eines unübersichtlichen Wettbewerbs, bei dem gemeinnützige Träger und kommerzielle Anbieter um Aufträge von Kommunen und Sozialverbänden buhlen. Dabei werden Menschen bewegt und prallen Philosophien aufeinander: Auf der einen Seite die günstigste Lösung für den Steuerzahler. Auf der anderen der Wunsch, jedem Menschen viel Mobilität – und damit Teilhabe – zu ermöglichen.

Für Sophie liegt diese Teilhabe in der Zukunft. Sie spricht nicht und soll es nun im Sprachheilkindergarten lernen. Den besucht sie zusammen mit anderen Kindern, deren Eltern nicht in der Lage sind, Sprache zu vermitteln; mit Kindern, die erst vor Kurzem nach Deutschland gekommen sind; und mit anderen, die einfach nicht sprechen. Sie alle sind zwischen vier und sechs Jahre alt, gelten als sprachbehindert und sollen so gefördert werden, dass sie danach die Regelgrundschule besuchen können. Das ist der erste Schritt in ein Leben, in dem sie von niemandem abhängig sind – auch nicht von Fahrdiensten.

Liebchen, Marion und Sophie – drei Generationen, die mitfahren, morgens hin, nachmittags zurück. Sophie wird von einer Freiwilligen bis an die Haustür gebracht. Marion von den Freiwilligen an die Pfleger im Heim übergeben. Liebchen fährt, piep, piep, piep, mit dem Fahrstuhl aus dem Auto. Bernd schiebt sie zur Tür, über die Schwelle. An der Treppe hilft er ihr auf. Sie geht, aufs Geländer gestützt, Stufe um Stufe zu ihrer Wohnung im ersten Stock, er trägt den Rollstuhl hoch. Sie verabschieden sich. Bernd fährt weiter.



Arbeit für Menschen
mit Behinderungen
gemeinnützige GmbH



AUS SOZIALER IDEE ENTSTEHT WIRTSCHAFTLICHER ERFOLG

Die AfB ist ein gemeinnütziges Unternehmen, welches durch die Aufarbeitung von gebrauchten Computern Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen schafft. Die Geräte werden bei sozial eingestellten Firmen abgeholt und zur nächsten AfB-Niederlassung gebracht. Diese löscht die Festplatten, testet und reinigt die Geräte. Anschließend verkauft die AfB die PCs, Notebooks, TFTs und Drucker mit einem Jahr Garantie an Privatpersonen, Unternehmen und öffentliche Einrichtungen.

Im vergangenen Jahr konnten auf diese Art und Weise 150 000 gebrauchte Geräte umgesetzt werden. Mittlerweile arbeiten 140 Menschen, davon 50% Menschen mit Behinderungen, in insgesamt neun AfB-Niederlassungen in Deutschland und Österreich.

www.afb24.com

KONTAKT:

AfB gemeinnützige GmbH | Norbert Schindel
Tel. 07243 20000-130 | norbert.schindel@afb24.com

Essen | Ettlingen | Hannover | Jülich | Köln | Nürnberg | Stuttgart | Unna | Wien

ALS „KRÜPPEL“ NOCH POLITISCH KORREKT WAR

DER BIELEFELDER HISTORIKER HANS-WALTER SCHMUHL HAT EINE GESCHICHTE DES BEGRIFFS BEHINDERUNG GESCHRIEBEN.



Sie haben die „Exklusion und Inklusion durch Sprache“ erforscht. Was haben Sie herausgefunden?

Sprache ist ein Instrument der Ausgrenzung. Das ist die Grundthese meiner Arbeit. Der Wandel von Begriffen in der Geschichte spiegelt den gesellschaftlichen Wandel. Sprache ist aber auch selbst Teil von Veränderungsprozessen, oder sie verhindert eben diesen Prozess.

Hat sich in den vergangenen Jahren im Sprachgebrauch etwas verändert?

Die Begriffe werden unendlich unterschieden und aufgeteilt. Vor allem Menschen mit Behinderung lehnen Sammelbezeichnungen ab und problematisieren sie. „Mensch mit Behinderung“ ist momentan gängig, weil es nicht auf die Behinderung reduzieren soll. Es hat aber einen Nachteil: Man geht davon aus, dass den Menschen etwas fehlt. Die Versuche, neue Bezeichnungen zu schaffen, sind zum Scheitern verurteilt. Man kann nicht einfach die Sprache säubern und über die tatsächlichen Verhältnisse hinwegsehen. „Menschen mit besonderer Begabung“ versucht zum Beispiel, die gesellschaftliche Diskriminierung zuzudecken.

Wo liegen denn die terminologischen Ursprünge?

Die Vorläuferbegriffe von „Behinderung“ – zum Beispiel „Krüppel“ oder „Blöder“ – kamen Ende des 18. Jahrhunderts auf. Davor gab es eine so breite Masse an Elendsbevölkerung, dass es sich aus damaliger Sicht wohl nicht lohnte, genauer zu unterscheiden. Die Entwicklung wurde sehr von der evangelischen Diakonie geprägt, die um 1870 Krüppel- und Blödenheime eingerichtet hat, die so genannt wurden, um die Öffentlichkeit zu schockieren und den Geldbeutel der Menschen zu öffnen.

Wie kam es dann zum Begriff „Behinderung“?

Nach dem Ersten Weltkrieg wollte man die Kriegsversehrten nicht als „Krüppel“ bezeichnen. „Behinderung“ hat sich aber erst in der Gesetzessprache im Dritten Reich richtig durchgesetzt, was besonders irritierend ist. In den 50er Jahren hat dann das „Körperbehindertengesetz“ das „Krüppelfürsorgegesetz“ abgelöst.

Zu welcher Bezeichnung würden Sie heute raten?

Ich bin kein Apostel der Political Correctness. Es ist wichtig, dass man achtsam mit Sprache umgeht, aber ich warne davor, sie zu hoch zu hängen und dadurch den größeren Zusammenhang aus den Augen zu verlieren. Durch die neue UN-Konvention sind die Ziele ganz schön ambitioniert, dabei wird sogar noch über die Übersetzung von „inclusion“ mit Integration oder Inklusion gestritten. Ich bin sehr skeptisch, ob es wirklich einmal eine Gesellschaft geben wird, die niemanden ausschließt. Aus historischer Perspektive weiß ich, dass alle Entwicklungen immer auch Schattenseiten haben.

BITTE ETWAS ERNSTER UND TRAUERIGER, SIE SIND DOCH SCHLIEßLICH BEHINDERT.



MEIN LETZTER WILLE

WENN ELTERN IHR BEHINDERTES KIND ÜBER DEN EIGENEN TOD HINAUS ABSICHERN WOLLEN, MÜSSEN SIE GANZ BESONDERS AUF DEN INHALT IHRER LETZTWILLIGEN VERFÜGUNGEN ACHTEN. SONST KANN ES PASSIEREN, DASS DAS ERBE VON EINEM SOZIALHILFETRÄGER VEREINNAHMT WIRD, OHNE DASS DAS KIND SELBER EINEN NUTZEN HIERVON HAT.

Das sogenannte Behindertentestament wendet sich an Eltern, die ein Kind mit Behinderung haben. stellen Sie sich meist spätestens mit der Volljährigkeit ihres Kindes die Frage: „Was wird passieren, wenn wir nicht mehr da sind? Wer wird für unser Kind sorgen? Wie kann ich meinem Kind eine gute Zukunft erhalten?“ Das Behindertentestament wendet sich an Eltern, die ein Kind haben, das sich wegen einer psychischen oder körperlichen Einschränkung später nicht selbst wird versorgen können, sondern dauerhaft auf Sozialleistungen wie z.B. Grundsicherung oder Hilfe zur Pflege angewiesen ist. Diese Form des Testaments hat das Ziel, dem Kind auch nach dem Tod der Eltern eine Lebensqualität zu sichern, die über die normale Sozialhilfe hinausgeht. Um dies zu ermöglichen, muss der Zugriff des Sozialhilfeträgers auf das Erbe verhindert werden.

VORSICHT ANWALT

Wer vorhat, ein Behindertentestament verfassen zu lassen, sollte sich zuvor genauestens überlegen, zu welchem Anwalt oder Notar er geht. Nicht jeder Anwalt kennt sich explizit mit dem Thema des Behindertentestaments aus, was bei Eintreten des Todesfalls zu bösen Überraschungen führen kann. Viele gemeinnützige Werkstätten und Vereine für Kinder mit Behinderungen kennen Notare und Anwälte, die sie weiterempfehlen. Daher sollte man sich schon im Vorfeld darüber informieren und sich dann in Ruhe entscheiden.

KEINE SELBSTVERSUCHE

So wie jedes Kind verschieden ist, so ist es auch jeder einzelne Fall. Eine einzige Version des Behindertentestaments gibt es nicht, da es immer an die familiäre Situation angepasst werden muss. Darum ist es sinnvoll, sich immer an einen Anwalt oder Notar zu wenden, wenn man selbst ein solches Testament aufstellen möchte, und sich bei den einzelnen Entscheidungen fachlich begleiten zu lassen.

ZEITDRUCK VERMEIDEN

Unter Zeitdruck ist es schwierig, sich frei und ohne Zwänge zu entscheiden. Man sollte daher nicht bis kurz vor dem Ernstfall warten, ehe man ein Behindertentestament erstellen lässt. Auch Eltern mit jungen Kindern können sich frühzeitig um dieses Thema kümmern. Je früher, desto mehr Möglichkeiten stehen den Anwälten und Notaren bei der Beratung der Eltern zur Verfügung, um alles nach Wunsch zu regeln.

RehaTreff

www.rehatreff.de

DAS MAGAZIN



Einfach mal Mensch sein ...
(Sarah Wendel)

Wir warten unser Leben lang auf außergewöhnliche Menschen, statt die gewöhnlichen um uns herum in solche zu verwandeln, meinte Hans Urs von Balthasar. Fangen wir doch heute damit an!
(Teresa Wieland)

Mitten im Leben – und plötzlich schwebelindert: Gesundheit ist ein Gut, das wir öfter schätzen sollten.
(Thomas Tacke)

Jeder Mensch ist ein Original und so wertvoll. Jeder kann vom anderen lernen und dadurch profitieren. Am besten, wenn man in einer WG zusammen wohnt. Vielleicht sollte ich in das letzte freie Zimmer ziehen.
(Rebekka Eyrich)

Was machen wir mit denen, die von Natur aus in der Leistungsgesellschaft verloren haben – ohne etwas dafür zu können? Pech gehabt?
(Johannes Himmelreich)

Ich: „Ich habe nie wirklich Semestertage – wegen den ganzen Jona-Seminaren“.
Janine (sitzt seit ihrer Geburt wegen einer Tetraparalyse im Rollstuhl): „Marie Löwenstein“.
„Ja, hast du denn da überhaupt noch ein Leben?“
(Marie Löwenstein)

Den Wert des Lebens erkennen und schätzen, in jedem Augenblick.
(Sabrina Gunderl)

Udo läuft ziellos durch den Hof der GWK-Werkstatt. „Mir ist langweilig! Was soll ich machen? Ah, am besten: Nichts tun!“ Dann geht sein Blick fragend ins Leere. „Aber wo?“
(Jochen Markett)

Einfach mal dankbar sein – für jede Herausforderung, jedes Wort, jeden Schritt.
(Dorothee Torebko)

Und wieder einmal hat es sich bestätigt: Dahinterschauen ist besser als davorgucken!
(Judith Uhlemann)

Es gibt Tugenden, die nicht nur Journalisten gut zu Gesicht stehen, sondern uns allen. Sie heißen: Sei neugierig, gehe nah ran und begegne dem Anderen mit Respekt.
(Robert Domes)

Vieles scheint anders zu sein, als ich dachte. Kinder lernen in sehr leistungsheterogenen Gruppen nicht weniger. Gärtnern kann man auch im Dunkeln. Veränderung beginnt im Kopf.
(Siri Wartlich)

Woher nehmen Menschen mit Behinderungen diesen ungeheuren Lebensmut?
(Nora Jakob)

Nur wer über den Tellerrand hinaus schaut, kann sehen, wie reichhaltig der Tisch gedeckt ist.
(Eva Zimmermann)

Die Stille so zu schätzen wie die Kommunikation, denn Sprache möbliert das Schweigen.
(Verena Zimmermann)

„Es ist, wie wenn du einen Opel Astra fährst. Dann stehst du erstmal, wie viele Opel Astra es gibt“, sagt Fehrer Andreas: In Deutschland leben 7,1 Millionen Menschen mit Behinderung.
(Friedhelm Weinberg)

Braucht der Eurovision-Songcontest in Düsseldorf einen Gebärdensprachen-Übersetzer?
(Saskia Müller)

Interesse zeigen

RehaTreff zeigt Lösungen und macht Mut

Annette Abraminko, Aufentern auf der „Tenacious“



WIE POLITISCH KORREKT BIST DU?

„KUCK MAL, EIN ZWERG!“, „PSST, MAN SAGT KLEINWÜCHSIG“,
„NEIN, KORREKT IST: ES IST EIN VERTIKAL HERAUSGEFORDERTER MENSCH.“

Ja was denn jetzt? Wie darf, kann oder soll man/Frau/Mensch wen und was bezeichnen, um niemandem auf Schlips oder Bluse zu treten? Diese Frage haben wir in der Redaktion oft diskutiert, ohne Ergebnis. Gibt es die richtige Antwort – oder nur eine politisch korrekte? Wir sagen: Das ist eine Typfrage. Welcher bist du? Mach den Test und finde es heraus!

A, B ODER C – WAS SAGST DU? OB DU WIRKLICH RICHTIG SPRICHST, SIEHST DU, WENN DU'S HEFT UMDREHST ...

- | | | | |
|----|-------------------|--------------------------|--|
| 1. | a) Behindi | b) Behinderter | c) Mensch mit Behinderung |
| 2. | a) Krüppel | b) Mobilitätsbehinderter | c) Eingeschränkt beweglicher Mensch |
| 3. | a) Mongo | b) Downie | c) Mensch mit Trisomie 21 |
| 4. | a) Blindschleiche | b) Sehbehinderter | c) Mensch in einer visuell konfliktiven Situation |
| 5. | a) Bekloppt | b) Geistig behindert | c) Anders begabt |
| 6. | a) Zwerg | b) Kleinwüchsiger | c) Vertikal herausgeforderter Mensch |
| 7. | a) Taube Nuss | b) Gehörloser | c) Mensch mit akustischen Problemen |
| 8. | a) Dämlich | b) Lernbehindert | c) Mensch mit eingeschränkten kognitiven Fähigkeiten |

Nur a) angekreuzt
Typ: *Dampfwalze // Lieblingssatz: „Ja, ist doch so!“*
Frei nach Schnauze, ohne Rücksicht auf Verluste. Manche finden deinen Umgang mit der Situation vielleicht locker, allerdings solltest du dich nicht wundern, wenn dir jemand eins mit dem Blindenstock überzieht. Oder sich schlicht verletzt fühlt.

Nur b) angekreuzt
Typ: *Gratwanderer // Lieblingssatz: „Die Bezeichnung ist doch egal, die inneren Werte zählen und so.“*
Wie bequem. Die goldene Mitte ist alltagstauglich und nicht zu diskriminierend. Doof nur, dass es immer einen gibt, den das stört. Aber keine Sorge, viele Behinderte – wie du sagst – halten es auch so: Die Dinge einfach beim Namen nennen.

Nur c) angekreuzt
Typ: *Hauptsache kompliziert // Lieblingssatz: „Halt, das kann man so nicht sagen.“*
Hast du Sozialpädagogik studiert? Glückwunsch, über die du sprichst. Du willst alles richtig machen. Manchmal nicht einmal die Menschen, über die du sprichst. Du willst alles richtig machen. Aber findet der Einzelne sich und seine Lebenssituation darin wieder?

Mal so, mal so
Typ: *Fettnäpchen-Verweider // Lieblingssatz: „Wie hätten sie's denn gern?“*
Weißt du einfach nicht, was richtig ist? Wir auch nicht. Der eine Rollstuhlfahrer hat kein Problem, ein „Krüppel“ zu sein, nennt sich im Spaß selber so. Ein anderer findet das Wort beleidigend. Reiß Dir deswegen kein Bein aus. Lass es auf die Situation und den einzelnen Menschen ankommen.

AUFLÖSUNG:



DIE EDAG-ROLLSTUHL-LADEHILFE

für VW, OPEL, Skoda, Audi* und Renault

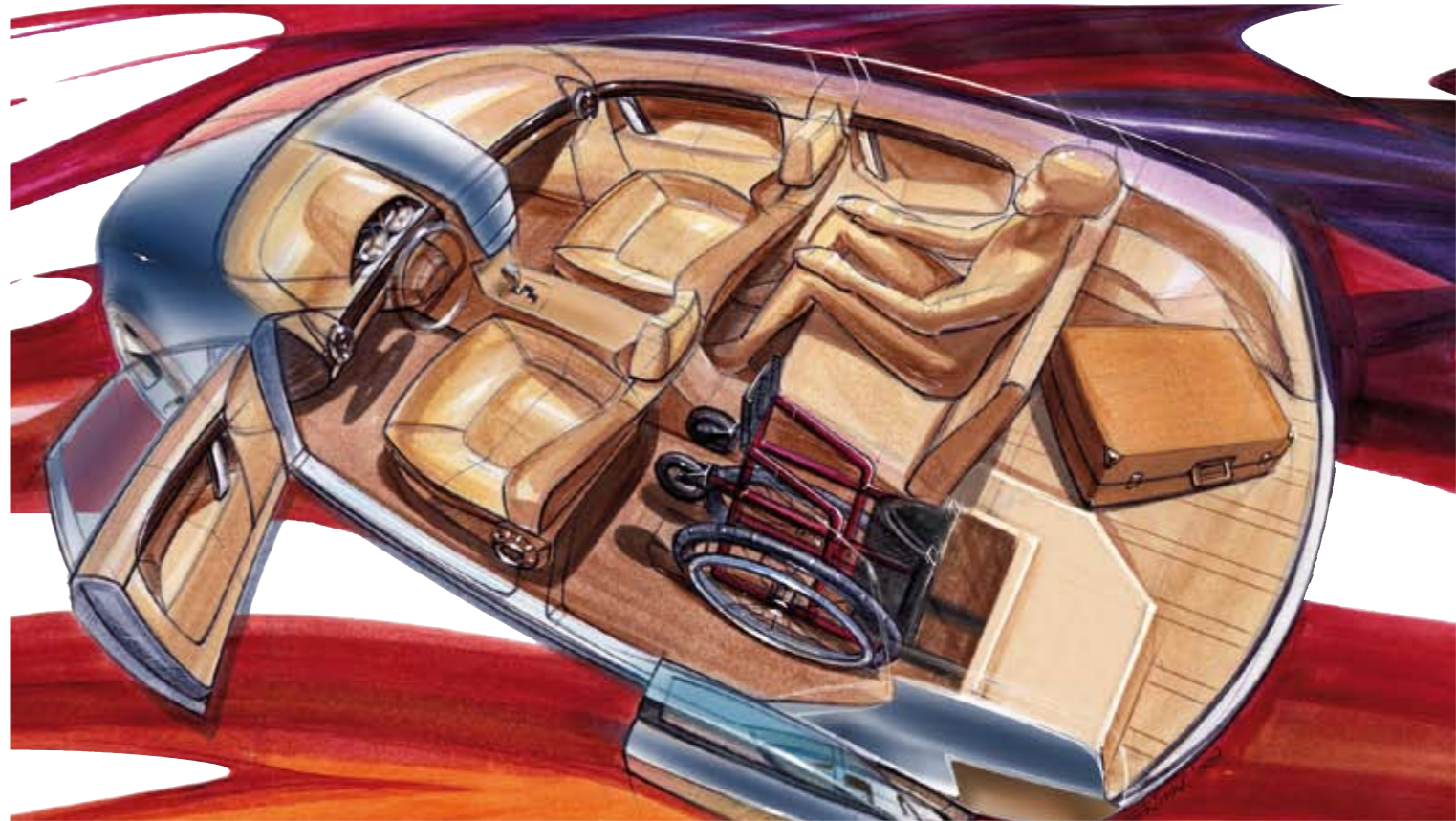
* auf Anfrage

Mit der EDAG-Rollstuhl-Ladehilfe lässt sich der Rollstuhl vollautomatisch, sicher und platzsparend im Fahrzeug verstauen. Die Optik des Fahrzeuges wird beim Einbau nicht beeinträchtigt. Der Ladevorgang dauert nur ca. 12 Sekunden. Die EDAG-Rollstuhl-Ladehilfe ist seit 1989 als anerkanntes Hilfsmittel auf dem Markt und wird seitdem für die gängigsten Autotypen von VW, SKODA, OPEL und RENAULT angeboten. Sonderanfertigungen sind auf Anfrage ebenfalls möglich, z.B. für den AUDI A4 Avant.

- Geschützte Unterbringung des Rollstuhls im Fahrzeug
- Ladevorgang dauert nur 12 Sekunden
- Einfache Bedienung, geringer Kraftaufwand
- Je nach Fahrzeug bleiben 3 – 4 Sitzplätze erhalten sowie ca. 2/3 des Kofferraums
- Geprüfte Qualität der Autohersteller
- Komplett rückrüstbar

Besuchen Sie uns auf der „REHAB“ in Karlsruhe, 19. – 21. Mai 2011, Halle 2, Stand K 28!

+ Kontakt:
EDAG GmbH & Co. KGaA
Geschäftsbereich Ladehilfe
Reesbergstraße 1 · 36039 Fulda
Telefon: +49 661 6000-240
E-Mail: rollstuhl-ladehilfe@edag.de
www.edag-rollstuhl-ladehilfe.de





Endlich einer, dem Freiraum so wichtig ist wie Ihnen. Der Multivan.

Jetzt erreichen Sie die schönsten Ziele noch komfortabler und können sie mit Familie oder Freunden genießen. Der Multivan lässt sich problemlos umrüsten und passt sich den Bedürfnissen von Aktiv- und Passivfahrern an. Selbstfahrer freuen sich über ein leichtes Umsteigen vom Rollstuhl auf den Fahrersitz oder über einen mühelosen Zugang zum Lenkrad mit ihrem Elektrorollstuhl. Passivfahrer genießen die Fahrt auf der Beifahrerseite oder im Fahrgastraum – sicher fixiert dank praktischer Befestigungssysteme. Dabei bleibt noch Platz für Hobbys, Gepäck und sogar eine Übernachtung. Mit dem Multivan sind Sie auf alles vorbereitet. Mehr Informationen über den Multivan oder einen Umrüster in Ihrer Nähe erhalten Sie bei Ihrem Volkswagen Partner oder unter www.volkswagen-nutzfahrzeuge.de/menschen-mit-behinderung.

In Kooperation mit



Das Auto.